OCT 4 1965

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class 867 x
B672

867 x

Goethe und Schiller

in ihren Beziehungen zu Mainz.

Von Hofrat Alfred Börckel
Bibliothekar an der Mainzer Stadtbibliothek.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Mainz 1904.
Verlag von Victor von Zabern.

Mainzer Verlagsanſtalt (Mainzer Anzeiger).

PT 2051
B21
1904

Vorwort.

„Es gibt wohl kaum noch einen Ort, der in Goethes oder Schillers Leben irgend eine Rolle gespielt und nicht längst schon eine darauf bezügliche Abhandlung veranlaßt hätte. Nur von Mainz fehlte bis jetzt eine solche Schrift, also gerade von der Stadt, nach welcher einst Schiller so heiß sich sehnte, weil er hier den Wendepunkt seines Schicksals, eine gesicherte Existenz, zu finden hoffte, während Goethe in Mainz seinen folgenreichsten Freundschaftsbund geschlossen und einige der hier zugebrachten Tage unter die interessantesten seines Lebens gerechnet hat. Mögen daher nachfolgende zwei Darstellungen das Versäumte nachholen und für alle Zeit festhalten, zum Ruhme der beiden Dichterfürsten wie zur Ehre von Mainz." Mit diesen Worten habe ich den jüngst von mir im hiesigen Journalisten- und Schriftsteller-Verein gehaltenen Vortrag eingeleitet, der inzwischen auch im „Mainzer Anzeiger" erschienen ist und nun, auf vielfachen Wunsch, als Sonder-Abdruck hier vorliegt.

Mainz, im März 1904.

Der Verfasser.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

I. Goethe.

„Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu tun." Dieſer, auf den Geiſtesfürſten Kant und ſeine Ausleger gemünzte, Spruch aus Schillers Xenien beſitzt volle Geltung auch für Goethe, denn kein anderer Dichter von Gottes Gnaden hat je ſo viele Federn in Bewegung geſetzt und ſo viele Werke der Literatur hervorgerufen, wie Frankfurts größter Sohn. Und überall, wo der Unerſchöpfliche einmal im Leben weilte, da baut ſich ihm ein Tempel der Erinnerung, zu dem ungezählte Verehrer wallfahren, um mit ſcheuer Ehrfurcht den Spuren ſeiner Erdentage zu folgen. Während aber der Goethe-Schwärmer hier in dankbarer Andacht verharrt, vertieft ſich der Goethe-Forſcher in das Studium von Raum und Zeit. Auf ihrem Hintergrunde findet er gar häufig die Vorbilder zu den Geſtalten und die Anregungen zu den Stimmungen wieder, welche die Muſe des Einzigen idealiſiert und verewigt hat. Bald begegnet ihm da — um nur an Fauſt zu erinnern — vor dem Portal eines ragenden Domes eine verführeriſche Gretchengeſtalt, bald empfindet er vor den Toren einer mittelalterlichen Stadt den Stimmungszauber eines Oſterſpazierganges, oder im Ratskeller die Laune weinfroher Zecher um Mitternacht. Und noch hundert andere Berührungspunkte mit den Werken Goethes gewahrt er, rückſchauend und nachempfindend, die einen tieferen Einblick in die geiſtige Werkſtatt des Dichters zulaſſen. Namentlich Frankfurt, Leipzig und Straßburg, die Plätze ſeiner Kindheit und Jugend, haben die Phantaſie des Werdenden mächtig befruchtet, dort hat er zum Teil erlebt, was ſeine Feder geſchildert, und im Vergleich

zu ihnen ist der Einfluß von Mainz auf Goethes Entwickelungsgang nur ein geringer, an sich aber bleibt sein oft wiederholter Aufenthalt hier wichtig genug, um einmal näher betrachtet zu werden. Denn so kurz Goethe auch immer in der Stadt Gutenbergs sich aufhielt, so nachhaltig blieben bei ihm die Eindrücke haften, die er daselbst empfangen hat. War es doch die prächtige Residenz des vornehmsten deutschen Kirchenfürsten mit ihrem glänzenden Prälatentum, ihrem prunkliebenden Adel und ihrer denkwürdigen Vergangenheit, die ihm anfänglich auf Schritt und Tritt vor Augen stand. Dabei übten die Gegensätze, welche sich hier schärfer als anderswo berührten, noch einen besonderen Reiz aus. Auf der einen Seite die Vertreter des Ancien régime vor seinem Untergang, auf der anderen die Vorboten der Revolution, und beide — einerlei, ob Emigranten oder Klubisten, ob Diplomaten wie der Gesandte v. Stein, oder Republikaner wie Forster — im Umgange geistvoll, weltkundig und von gewinnender Persönlichkeit. Und dann der Zusammenbruch der kurfürstlichen Herrlichkeit, die Belagerung und Einnahme der Stadt mit ihren Schrecknissen und Kriegsbildern — gewiß, Goethe durfte damals bekennen: „Diese Tage gehören unter die interessantesten meines Lebens."

Wann und wie oft Goethe in früher Jugend bei seinen „Streifpartien" von Frankfurt aus nach Mainz kam, ist nicht mehr festzustellen; über den ersten Eindruck, welchen er als Knabe von der Stadt empfing, erzählt er in seiner Selbstbiographie „Dichtung und Wahrheit" gelegentlich eines Ausfluges an den Rhein: „Mainz setzte uns in Verwunderung, doch konnte es den jugendlichen Sinn nicht fesseln, der ins Freie ging." Aber gleich darauf gesteht er: „Unmerklich zog es mich ins Enge, wo ich einige Ausbeute fand, denn ich traf kein verfallenes Schloß, kein Gemäuer, das auf die Vorzeit hindeutete, das ich nicht für einen würdigen Gegenstand gehalten und so gut als möglich nachgebildet hätte. Selbst den Drusenstein auf dem Walle zu Mainz zeichnete ich mit einiger Gefahr und mit Unstatten, die

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

ein Jeder erleben muß, der sich von Reisen einige bildliche Erinnerungen mit nach Hause nehmen will." Zum zweiten Male nennt Goethe Mainz bei seiner Rückkehr von der Straßburger Universität Ende August 1771. Er berichtet davon ebenfalls in „Dichtung und Wahrheit": In Mainz hatte mir ein harfespielender Knabe so wohl gefallen, daß ich ihn, weil die Messe gerade vor der Thüre war, nach Frankfurt einlud, ihm Wohnung zu geben und ihn zu befördern versprach."

Und zum dritten Male erwähnt Goethe die Stadt auf seiner Heimfahrt von der Lahn und Mosel im September 1772, wozu er in seiner Selbstbiographie sagt: „Ich fuhr mit ihm (Merck) und den Seinigen auf einer nach Mainz rückfahrenden Jacht."

Daß diese öftere Anwesenheit in Mainz für den jungen Goethe nicht ohne Nutzen geblieben war, verrät ein Brief seiner Mutter vom 17. November 1786, worin die Frau Rat ihrem Sohne nach Rom schreibt: „Ewig werden mir die Worte der seligen Klettenbergern im Gedächtniß bleiben: „wenn Dein Wolfgang nach Maintz reiset, bringt er mehr Kenntniße mit als andere, die von Paris und London zurückkommen." Die durch „Bekenntnisse einer schönen Seele" in „Wilhelm Meisters Lehrjahre" bekannte Fräulein Susanna von Klettenberg, von der hier die Rede ist, lag aber gerade im Sterben, als Goethe zu Mainz die bedeutungsvollste Verbindung seines Lebens schloß.

Am 11. Dezember 1774 hielt sich der damalige Erbprinz und spätere Herzog Karl August von Weimar mit seinem Bruder Konstantin und dessen Hofmeister, dem Dichter v. Knebel, in Frankfurt auf, und ließ sich durch letzteren Goethe vorstellen. Der „schöne Junge von 25 Jahren, der (nach Heinse) vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Kraft war", gefiel dabei dem 17jährigen hochstrebenden Fürstensohn so sehr, daß er ihn einlud, seinen Besuch in Mainz, wohin Karl August zunächst weiterreiste, zu wiederholen. Goethe sagte bereitwillig zu und erschien zwei Tage später bei dem Prinzen in Mainz, vielleicht schon damals die Bedeutung einer

ſolchen Annäherung empfindend. Sein ihn bewundernder Freund Knebel ſchrieb von dieſem Beſuche am 13. Dezember an ſeine Schweſter Henriette aus Mainz: „Ich blieb geſtern in Franckfurth, um den beſten aller Menſchen zu genießen. Heute bin ich mit ihm hierher gefahren, wo wir unſere Prinzen wieder angetroffen haben, und dieſen Abend werden wir in die Comödie geh'n."

Goethe erzählt davon, ebenfalls in „Dichtung und Wahrheit": „Ich gelangte alſo in ſehr kalter Jahreszeit zur beſtimmten Stunde nach Mainz und wurde von den jungen Herrſchaften und ihren Begleitern der Einladung gemäß gar freundlich aufgenommen. Der in Frankfurt geführten Geſpräche erinnerte man ſich, die begonnenen wurden fortgeſetzt, und als von der neueſten deutſchen Literatur und von ihren Kühnheiten die Rede war, fügte es ſich ganz natürlich, daß auch jenes famoſe Stück „Götter, Helden und Wieland" zur Sprache kam, wobei ich gleich Anfangs mit Vergnügen bemerkte, daß man die Sache heiter und luſtig betrachtete .... Die wenigen Tage des Mainzer Aufenthaltes verſtrichen ſehr angenehm; denn wenn die neuen Gönner durch Viſiten und Gaſtmähler außer dem Hauſe gehalten wurden, blieb ich bei den Ihrigen, porträtirte Manchen und fuhr auch wohl Schlittſchuh, wozu die eingefrorenen Feſtungsgraben die beſte Gelegenheit verſchafften. Voll von dem Guten, das mir dort begegnet war, kehrte ich nach Hauſe zurück . . ."

Zwei Tage, vom 13.—15. Dezember, war Goethe diesmal in Mainz geblieben, die neueſten Erſcheinungen im politiſchen und ſozialen Leben kamen hier zur Sprache und auch die Muſen fanden dabei ihre Rechnung. Goethe trat mit Begeiſterung für Shakeſpeare ein, deſſen phänomenale Schöpferkraft ſeinen „Götz von Berlichingen" ſo weſentlich beeinflußt hatte, und Karl Auguſt ſtand von nun ab ganz im Banne der ſonnigen Natur ſeines Schützlings. So knüpfte ſich, nach der erſten Begegnung in Frankfurt, hier in Mainz das geiſtige Band, welches Beide fortan immer feſter bis an ihr

Ende umſchloß. Der Ort aber, an welchem jener einzigartige Seelenbund die Weihe empfing, war das „Gaſthaus zu den drei Reichskronen", in dem Goethe auch ſpäter abzuſteigen pflegte. Es lag auf dem „Brand", gegenüber dem ehemaligen Kaufhauſe, an der Stelle der jetzigen Hauptpoſt, und 7 Jahre nach Goethes letztem Beſuch, im September 1822, ſind hier Wilhelm Hauffs „Mittheilungen aus den Memoiren des Satan" entſtanden. Ihr Verfaſſer rühmt von dieſer echten Künſtlerherberge, daß ſie „Alles vereinigte, um das Gaſthofleben angenehm zu machen; feine Weine, gute Tafel, ſchöne Zimmer und eine ausgeſuchte Geſellſchaft."

Im folgenden Jahre ſoll Goethe wieder in Mainz geweſen ſein. Einer der Brüder Stolberg, die ſich damals in Frankfurt aufhielten, Graf Friedrich Leopold, ſagte davon, als er bei der Reiſe nach Italien im Auguſt 1791 in Mainz verweilte: „An einem ſchönen Abend ließen wir uns an die Ingelheimer Aue rudern. Ich beſuchte dieſe Inſel aus Dankbarkeit für einige angenehme Stunden, die ich vor ſechszehn Jahren in meines Bruders, Goethes, Haugwitzens und Klingers Geſellſchaft dort zubrachte." Die hier erwähnte Betheiligung Goethes muß aber auf einem Gedächtnißfehler Stolbergs beruhen, denn am 12. Mai 1775 ſchrieb derſelbe Stolberg noch, ohne Goethe zu nennen: „Geſtern waren wir mit Haugwitz und Klinger in Mainz. . . . Wir fuhren auf eine Inſel im Rhein; den Rhein und dieſe Inſel kann ich nun nicht beſchreiben, es war über alles göttlich." Auch die Aufzeichnungen von Goethe ſelbſt — er ſchrieb zudem unterm 11. Mai aus Frankfurt an den Buchhändler Reich in Leipzig — enthalten davon kein Wort. Dennoch hat neuerdings Guſtav Nick in ſeinen „Goethe-Erinnerungen in Heſſen" (Heſſ. Quartalblätter. Darmſtadt 1900) dieſen angeblichen Aufenthalt Goethes in Mainz angeführt, während er dagegen andere Beſuche des Dichters hier nicht oder nicht richtig verzeichnet. Ferner behauptet Nick ſogar: „Weit überſtrahlt wird Mainz im Leben Goethes durch die alte Nibelungenſtadt Worms", weiß

aber für Worms nur geltend zu machen, daß dorther die in Frankfurt anſäßigen Brüder Moritz ſtammten, welche mit Goethes Familie Beziehungen unterhielten, daß bei dem einen der Brüder, Legationsrat Moritz, Goethe die Wormſerin Charitas Meixner kennen lernte — eine der vielen Mädchengeſtalten für die der junge Dichter einmal ſchwärmte —, und daß Goethe im Jahre 1769 im Hauſe der Familie von Kampf zu Worms mit einem Diamant ſeinen Namen nebſt Jahreszahl in eine Fenſterſcheibe „ätzte". Dazu geſteht Nick: „Mehr wiſſen wir über dieſen Beſuch nicht," ſowie: „auch nach 1769 ſcheint er dort geweſen zu ſein. Leider weiß man nichts Beſtimmtes über dieſe Beſuche Goethes in Worms. Auch das Verhältniß zu Charitas iſt noch nicht ganz aufgehellt." — Und trotzdem wird nach Nicks Behauptung Mainz im Leben Goethes durch Worms „weit überſtrahlt"!

Bis jetzt war Goethe, außer durch ſeine perſönliche Anweſenheit, nur durch den Druck in Mainz bekannt geworden, von nun ab ſollten ihn die Mainzer auch durch ſeine Bühnenwerke auf ihrem Theater kennen lernen. Von ſeinen Jugenddramen gelangten hier erſtmals zur Aufführung: Clavigo 1776, Götz von Berlichingen 1777/8, Die Geſchwiſter 1785, Die Mitſchuldigen 1787, Egmont 1788 und Fauſt 1832. Egmont war auch bereits 1788 als Nachdruck bei Sartorius u. Co. zu Mainz in „Sammlung der beſten und neueſten Schauſpiele" (Bd. 1) erſchienen. Eine aus Mainz am 21. Februar 1789 datirte Beſprechung in der „Theaterzeitung für Deutſchland" (Berlin 1789) lautet: „Man gab hier unlängſt Goethens Egmont mit Abänderungen. Die Erſcheinungs-Scene der Clärchen mußte natürlich wegbleiben. Das Stück iſt bei uns wohlfeil nachgedruckt und war daher in den Händen aller Zuſchauer; man las nach und war unzufrieden, daß die obige Scene ausgelaſſen war. Am Wenigſten gefielen „Die Geſchwiſter". In Dr. Schmieders „Tagebuch der Mainzer Schaubühne" von 1786 heißt es darüber: „Wir würden nicht glauben, daß der Verfaſſer von Werther und Götz von Berlichingen dieſes

Stück ſchreiben konnte, wenn es nicht ſeinen Namen an der Stirn trüge. Die Handlung iſt einfach, aber auch leer und ohne Intereſſe. Schade, daß er dies verdorrte Reis unter ſeine übrigen Lorbeeren geflochten hat." Im Vergleich zu Goethes Dramen gelangten Kompoſitionen ſeiner Dichtungen in Mainz erſt ſpät zu Gehör, aber dann auch mit größtem Erfolg. Namentlich Profeſſor Wilhelm Ehlers († 1845), der auch von Schiller geſchätzte, hervorragendſte Sänger jener Zeit, welcher Goethe nahe ſtand und zuletzt in Mainz wirkte, erzielte mit ſeinen Kompoſitionen Goetheſcher Lieder und deren Vortrag bewundernden Beifall. Bei Ehlers Sohn, dem ſpäteren Schauſpieler Wolfgang Ehlers († 1896) — deſſen Tochter (die Frau des Mainzer Stadtverordneten Fritz Schäfer) darauf bezügliche Erinnerungen bewahrt — übernahm Goethe ſogar die Patenſtelle.

Von einem weiteren Aufenthalt in der kurfürſtlichen Reſidenz berichtet Goethe Eingangs ſeiner „Campagne in Frankreich" unterm 23/27. Auguſt 1792:

„Gleich nach meiner Ankunft in Mainz beſuchte ich Herrn von Stein den älteren, königlich preußiſchen Kammerherrn und Oberforſtmeiſter, der eine Art Reſidentenſtelle daſelbſt verſah und ſich in ſeinem Haß gegen alles Revolutionäre gewaltſam auszeichnete. Er ſchilderte mir mit flüchtigen Zügen die bisherigen Fortſchritte der verbündeten Heere und verſah mich mit einem Auszug des topographiſchen Atlas von Deutſchland, welchen Jäger zu Frankfurt unter dem Titel „Kriegstheater" veranſtaltet. Mittags bei ihm zur Tafel, fand ich mehrere franzöſiſche Frauenzimmer, die ich mit Aufmerkſamkeit zu betrachten Urſache hatte; die eine (man ſagte, es ſei die Geliebte des Herzogs von Orleans), eine ſtattliche Frau, ſtolzen Betragens und ſchon von gewiſſen Jahren, mit rabenſchwarzen Augen, Augenbrauen und Haar, übrigens im Geſpräch mit Schicklichkeit freundlich. Eine Tochter, die Mutter jugendlich darſtellend, ſprach kein Wort. Deſto munterer und reizender zeigte ſich die Fürſtin von Monaco, ent-

ſchiedene Freundin des Prinzen von Condé, die Zierde von Chantilly in guten Tagen. Anmuthiger war nichts zu ſehen, als dieſe ſchlanke Blondine: jung, heiter, poſſenhaft; kein Mann, auf den ſie's anlegte, hätte ſich verwahren können. Ich beobachtete ſie mit freiem Gemüth und wunderte mich, Philinen, die ich hier nicht zu finden glaubte, ſo friſch und munter ihr Spiel treibend, mir abermals begegnen zu ſehen. Sie ſchien weder ſo geſpannt, noch aufgeregt, als die übrige Geſellſchaft, die denn freilich in Hoffnung, Sorge und Beängſtigung lebte."

Der preußiſche Geſandte am kurmainziſchen Hofe, Herr v. Stein, ein Bruder des berühmten Miniſters Freiherrn v. Stein, wohnte im kurfürſtlichen Oberſtallmeiſtergebäude, (jetzt Bauhofſtraße Nr. 1, Ecke der großen Bleiche), bei der Freifrau von Coudenhoven, der Großnichte des Kurfürſten Friedrich Karl von Erthal. Sie war eine ebenſo intereſſante wie gefährliche fin de siècle-Dame von großem Einfluß und diplomatiſchem Geſchick, führte Herrn v. Stein den Haushalt und ſoll intimere Beziehungen zu ihm unterhalten haben. Goethe lernte ſie bald darauf, im November 1792, zu Düſſeldorf kennen und erzählt davon folgenden Scherz:

„Frau von Coudenhoven, eine ſchöne, geiſtreiche Dame, ſonſt die Zierde des Mainzer Hofes, hatte ſich hierher geflüchtet. Als am Abendtiſche die Haltung der Frankfurter gegenüber den Franzoſen im Vergleich zu den Mainzern gelobt wurde, rief Frau von Coudenhoven in dem Enthuſiasmus, der ſie ſehr gut kleidete, „ſie gäbe viel darum, eine Frankfurter Bürgerin zu ſein". Ich erwiderte, das ſei ein Leichtes, ich wiſſe ein Mittel, werde es aber als Geheimnis für mich behalten. Da man nun heftig in mich drang, erklärte ich zuletzt, die treffliche Dame dürfe mich nur heiraten, wodurch ſie augenblicklich zur Frankfurter Bürgerin umgeſchaffen werde. Allgemeines Gelächter."

Aus dem ariſtokratiſchen Parfüm des Stein'ſchen Salons begab ſich Goethe an den zwei folgenden Abenden

in die demokratiſche Atmoſphäre der Univerſität. In der Geſellſchaft, welche ihn hier umringte, traf er neben dem Legationsſekretär Huber, dem Freunde Schillers und Körners, den Weltreiſenden und Naturforſcher Georg Forſter, der ſeit 1788 als Bibliothekar, und den ausgezeichneten Anatomen Sömmering, der ſeit 1784 als Profeſſor der Medizin an der Mainzer Univerſität angeſtellt war. Die beiden Letztgenannten hatte er ſchon früher in Kaſſel kennen gelernt, außerdem war Sömmerings Gattin eine Frankfurterin. Von dieſer Zuſammenkunft ſchreibt Goethe:

„Sodann verbracht' ich mit Sömmerings, Huber, Forſters und anderen Freunden zwei muntere Abende. Hier fühlt' ich mich ſchon wieder in vaterländiſcher Luft! Meiſt ſchon frühere Bekannte, Studiengenoſſen, in dem benachbarten Frankfurt wie zu Hauſe, ſämmtlich mit meiner Mutter vertraut, ihre genialen Eigenſchaften ſchätzend, manches ihrer glücklichen Worte wiederholend, meine große Aehnlichkeit mit ihr in heiterem Betragen und lebhaftem Reden mehr als einmal betheuernd: was gab es da nicht für Anläſſe, Anklänge in einem natürlichen, angeborenen und angewöhnten Vertrauen! Die Freiheit eines wohlwollenden Scherzes auf dem Boden der Wiſſenſchaft und Einſicht verlieh die heiterſte Stimmung. Von politiſchen Dingen war die Rede nicht; man fühlte, daß man ſich wechſelſeitig zu ſchonen habe: denn wenn ſie republikaniſche Geſinnungen nicht ganz verleugneten, ſo eilte ich offenbar mit einer Armee zu ziehen, die eben dieſen Geſinnungen und ihrer Wirkung ein entſchiedenes Ende machen ſollte."

Huber berichtet noch über dieſe „zwei munteren Abende" an Körner: am erſten Abend ſeien ſie alle durch Wein gut geſtimmt geweſen und er ſei wirklich lebhaft geworden, viel Spaß habe es ihm gemacht, wenn Goethe launig kräftig etwas auseinandergeſetzt habe, alsdann habe man ſeine Mutter ganz in ihm wiedergefunden, deren Originalität vorzüglich hierin liege. Dadurch, daß man am zweiten Abend Bier getrunken, ſei viel für die allgemeine Unterhaltung verloren ge-

gangen, doch habe er ſehr niedlich und launig Manches von Italien erzählt und ſei durchaus leicht und gemütlich geweſen. Der Ort der Zuſammenkunft an beiden Abenden war Sömmerings Wohnung, Goethe gibt dieſe wiederholt als im „Akademiegebäude“ gelegen an, darunter iſt aber nicht das Domus universitatis (jetzt höhere Mädchenſchule) zu verſtehen, ſondern die ſeit 1785 erbaute Häuſerreihe in der neuen Univerſitätsſtraße (jetzt in militäriſchem Beſitz). In dieſen, früher der langen Gartenmauer des Schönborner-Hofes gegenüber gelegenen, ſogenannten „Univerſitätshäuſern“ wohnten damals die akademiſchen Lehrer.

Das nächſte Mal gelangte Goethe am 26. Juli 1793 nach Mainz. Es war in ernſter verhängnisvoller Zeit. Am 21. Oktober 1792 hatten die Franzoſen Mainz eingenommen, und dieſer Schlüſſel zum Eingangstor des Reiches mußte um jeden Preis zurückerobert werden. Die Preußen unter General Kalckreuth rückten vor die Feſtung und Goethe wohnte auf Wunſch ſeines Herzogs der Belagerung bei. Er begab ſich zunächſt von Weimar nach Frankfurt zur beſorgten Mutter und von da am 26. Mai über Flörsheim ins Lager bei Marienborn. Zwar zog die Belagerung ſich über Erwarten in die Länge, aber ſie veranlaßte Goethe zu wertvollen Aufzeichnungen, die er ſpäter in ſeiner „Belagerung von Mainz“ zuſammengefaßt hat. Außer dieſer kriegsgeſchichtlichen Darſtellung ſind von Goethe aus jener Zeit verſchiedene Briefe vorhanden, die in ihrer klaren Anſchaulichkeit erſtere glücklich ergänzen. So ſchreibt er am 29. Mai aus dem Hauptquartier bei Marienborn an Chriſtiane Vulpius: „Die Armee ſteht um eine große Stadt, über ein paar Flüſſe weg und man ſchießt ſich Tag und Nacht“, und am 31. Mai: „Heute Nacht ſind wir unſanft geweckt worden. Die Franzoſen attackierten das Hauptquartier, ein Dorf, ohngefähr eine halbe Stunde von uns. Das Feuer war ſehr lebhaft, ſie wurden endlich zurückgetrieben. Deiner Bitte eingedenk bin ich erſt, da es Tag war und alles vorbey, hinunter geritten. Da lagen die armen Verwundeten und

Todten und die Sonne ging hinter Maynz sehr prächtig auf."

Am 3. Juli schreibt er aus dem Lager an C. G. Voigt: „Wie selig kann man seine Freunde preisen, die wenigstens das Unheil nicht mit Augen sehen, das in dieser Gegend und nun auch in dem unglücklichen Maynz angerichtet wird. . . . Die Hälfte der schönen und wohlgepflegten Stadt mag nun wohl schon verbrannt seyn, der Erfolg muß diesen grimmigen Entschluß rechtfertigen. Die Situation der emigrirten Maynzer ist die traurigste der Welt . . ." und am gleichen Tage an Christiane: „. . . . Wenn wir nur nicht das traurige Schauspiel ansehen müßten, daß alle Nacht die Stadt bombardiert wird und nun so nach und nach vor unsern Augen verbrennt, die Kirchen, die Thürme, die ganzen Gassen und Quartiere eins nach dem andern in Feuer aufgeht. . ." Am 9. Juli berichtet er wieder an Voigt: „Die Belagerung geht immer hefftig fort, man nimmt den Franzosen Einen äusseren Posten nach dem andern weg. Weissenau und Costheim, auch die Insel an der Maynspitze sind nun in unsern Händen, mit den Approchen ist man nicht weit vom Glacis. Das Feuern ruht weder Tag noch Nacht . . ." Nach der Erinnerung eines preußischen Artillerieoffiziers (in „Goethes Gespräche" Bd. VIII.) soll übrigens auch Goethe einmal selbst ein Geschütz abgebrannt haben, freilich ohne zu treffen. „Es wird Tag und Nacht kanoniert, die Stadt hält aber noch immer fest," heißt es dann in einem Briefe vom 10. Juli an Christiane, und unter dem gleichen Datum klagt er J. H. Meyer: „Kunstlos und fast trostlos sitze ich in der schönsten Gegend von Deutschland und sehe nichts als Verwüstung und Elend." Am 19. Juli benachrichtigte er Jakobi, daß die Belagerung vorwärts gehe und bemerkt dazu besorgt: „Wenn sich die Franzosen hartnäckig wehren, so gibt es noch was zu thun." In einer Antwort, die Goethe unter'm 23. Juli von der Herzogin Louise von Weimar erhielt, äußert sich die edle Tochter der großen Landgräfin wie folgt: „Ich beneide Ihnen den traurigen Anblick nicht, den Sie

bei der Belagerung von Mainz vor Augen haben. Auch Ihretwegen wünſche ich eine baldige Übergabe der Stadt, denn dieſer Anblick, wie Sie ſelbſt bemerken, muß einem bloßen Zuſchauer noch entſetzlicher ſein, als jedem anderen, der bei dem Vorgang etwas zu thun und zu wirken hat." Endlich, am 23. Juli, ward Mainz übergeben, am 26. konnte Goethe in die Feſtung einreiten und ſchon vom nächſten Tage ſind zwei Schreiben datiert, in welchen er ſehr bewegt die Vorgänge ſchildert und die, unter dem friſchen Eindruck des Selbſterlebten, von größerer Wirkung bleiben, als alle ſpäteren Berichte über jene Schreckenszeit. In dem einen, an Voigt gerichteten Briefe heißt es: „Endlich kann ich doch ein Wort aus Maynz ſagen. Man iſt ſo zerſtört und zerſtreut von den Szenen dieſer letzten Tage, daß man vor einer Menge Ideen kaum einige zuſammenbringt... Von den Clubbiſten ſind einige entkommen, die meiſten vom Volcke ſelbſt angehalten worden. Es waren noch bey 18000 ſtreitbare Männer in Maynz. Das Elend, das die Bürger ausgeſtanden, iſt unbeſchreiblich. Doch hat an Gebäuden die Stadt nicht ſoviel gelitten, als man glaubte. Jedermann behauptet, die Franzoſen und Clubbiſten hätten Pulver und andre brennbare Materialien in die Kirchen und adeliche Häuſer gelegt, deßwegen ſie auch, ſo bald nur eine Bombe hineingekommen, an allen Ecken gebrannt, dahingegen die Bürger durch fleißiges Löſchen ihre Häuſer erhalten können . . ." In dem anderen Schreiben, für F. H. Jakobi beſtimmt, erzählt Goethe noch ausführlicher: „Die Letzten Tage der Capitulation, der Uebergabe, des Auszugs der Franzoſen gehören unter die intereſſanteſten meines Lebens. Ich wünſche dir einmal davon zu erzählen. Die Clubbiſten waren in der Capitulation übergangen und man hatte keine Anſtalten gemacht ſie zu fangen, auch kamen den erſten Tag des Auszugs viele durch; Rüſſel der Gaſtwirth ritt neben Merlin, beyde in Huſaren Uniform, an der Spitze der Reuterey welche du Bayet ausführte. Am Chauſſehauße ſchrie das Volck ſein kreuzige, auch hätten ſie ihn gewiß ohne Contenance von du Bayet

und Merlin, und ohne die Gegenwart der preußiſchen Offiziere, vom Pferde geriſſen. Dafür paßten ſie andern auf, die nicht ſo gut eskortirt waren, und fingen und beraubten und prügelten ſie und führten ſie nach Marienborn. Darunter denn Metternich und der Pfarrer vom heil. Creuz waren. Das geſchah durch die emigrirten Maynzer, die ſelbigen Tages nicht in die Stadt durften, ſchon am Abend aber ſchickte die Bürgerſchaft eine Liſte derer, die ſich vorbereiteten Morgens mit den Franzoſen der zweyten Abtheilung auszuziehen, und verlangte ihre Arrettirung. Das geſchah auch durch ein Commando, ſie wurden aus der Colonne herausgenommen, ohne daß die Franzoſen ſich widerſetzten. Das Volck fing an durch die Straßen zu laufen und ſich derer zu bemächtigen, die noch zurückgeblieben waren. Es ward geplündert und man legte ſich auch darein und nahm dieſe auch noch in Empfang. Der Modus, daß man die Sache gleichſam dem Zufall überließ und die Gefangennehmung von unten herauf bewirkte, deucht mich gut. Das Unheil, das dieſe Menſchen angeſtiftet haben, iſt groß. Daß ſie nun von den Franzoſen verlaſſen worden, iſt recht der Welt Lauf und mag unruhigem Volck zur Lehre dienen." Am Schluſſe bemerkt Goethe: „Ich halte die Feder kaum."

Außer dieſen, mehr intimen, Mitteilungen ſchildert Goethe dann noch in der „Belagerung von Mainz" ſeine damaligen Eindrücke und Erlebniſſe. „Den 26. Juli," erzählt er hier, „gelang es uns ſchon, mit einigen Freunden zu Pferd in die Stadt einzudringen; dort fanden wir den bejammernswertheſten Zuſtand. In Schutt und Trümmer war zuſammengeſtürzt, was Jahrhunderten aufzubauen gelang, wo in der ſchönſten Lage der Welt Reichthümer von Provinzen zuſammenfloſſen und Religion das, was ihre Diener beſaßen, zu befeſtigen und zu vermehren trachtete. Die Verwirrung, die den Geiſt ergriff, war höchſt ſchmerzlich, viel trauriger, als wäre man in eine durch Zufall eingeäſcherte Stadt gerathen. Bei aufgelöſter polizeilicher Ordnung hatte ſich zum

traurigen Schutt noch aller Unrath auf den Straßen gesammelt; Spuren der Plünderung ließen sich bemerken in Gefolg innerer Feindschaft. Hohe Mauern drohten den Einsturz, Thürme standen unsicher, und was bedarf es einzelner Beschreibungen, da man die Hauptgebäude nach einander genannt, wie sie in Flammen aufgingen." Inbezug auf das Einreiten in die übergebene Stadt schreibt dagegen Sömmering unterm 27. Juli 1793 an Heyne: „Auf die erste positive Nachricht von der Uebergabe von Mainz fuhr ich sogleich mit Freund Weidmann über Marienborn dahin und kam glücklich ungefragt herein, versteht sich zu Fuß, denn der Herzog von Weimar und Goethe, die vor uns ritten, kamen nicht herein, weil sie zu Pferde waren."

In Begleitung Goethes befanden sich diesmal der reiselustige Engländer Gore, der mit seiner Familie am Weimarer Hof lebte, und der Direktor der Zeichenschule in Weimar, Hofmaler Kraus. Mit diesen „Freunden" — beide wollten Belagerungsbilder aufnehmen — begab sich Goethe zuerst nach dem Dompropsteiplatze (jetzt Gutenbergplatz) zu der in Trümmer liegenden Dompropstei mit ihrer schönen Kapelle und zur zusammengestürzten Domdechanei gegenüber, dann ging es zum arg mitgenommenen kurfürstlichen Schlosse am Rhein und zu dem im Inneren stark beschädigten Osteiner Hof (jetzt Gouvernementsgebäude auf dem Schillerplatz). Von da ward Sömmering's Wohnung in den Universitätshäusern aufgesucht.

„Aus alter Vorliebe," sagt Goethe, „eilte ich zur Domdechanei (gemeint ist die Dompropstei), die mir noch immer als ein kleines architektonisches Paradies vorschwebte. Zwar stand die Säulenvorhalle mit ihrem Giebel noch aufrecht, aber ich trat nur zu bald über den Schutt der eingestürzten, schöngewölbten Decken; die Drahtgitter lagen mir im Wege, die sonst netzweise von oben erleuchtete Fenster schützten; hie und da war noch ein Rest alter Pracht und Zierlichkeit zu sehen. Und so lag denn auch diese Musterwohnung für immer zer-

ſtört. Alle Gebäude des Platzes umher hatten dasſelbige Schickſal; es war die Nacht vom 27. Juni, wo der Untergang dieſer Herrlichkeiten die Gegend erleuchtete. Hierauf gelangt' ich in die Gegend des Schloſſes, dem ſich Niemand zu nähern wagte. Außen angebrachte bretterne Angebäude deuteten auf die Verunreinigung jener fürſtlichen Wohnung; auf dem Platze davor ſtanden, gedrängt in einander geſchoben, unbrauchbare Kanonen, theils durch den Feind, theils durch eigene hitzige Anſtrengung zerſtört. Wie nun von außen her durch feindliche Gewalt ſo manches herrliche Gebäude mit ſeinem Inhalt vernichtet worden, ſo war auch innerlich vieles durch Rohheit, Frevel und Muthwillen zu Grunde gerichtet. Der Palaſt Oſtheim (= Oſtein) ſtand noch in ſeiner Integrität, allein zur Schneiderherberge, zu Einquartirungs- und Wachſtuben verwandelt: eine Umkehrung, verwünſcht anzuſehen! Säle voll Lappen und Fetzen, dann wieder die gipsmarmornen Wände mit Haken und großen Nägeln zerſprengt, Gewehre dort aufgehangen und umhergeſtellt. Das Akademiegebäude nahm ſich von außen noch ganz freundlich aus; nur eine Kugel hatte im zweiten Stock ein Fenſtergewände von Sömmering's Quartier zerſprengt. Ich fand dieſen Freund wieder daſelbſt, ich darf nicht ſagen, eingezogen; denn die ſchönen Zimmer waren durch die wilden Gäſte auf's ſchlimmſte behandelt. Sie hatten ſich nicht begnügt, die blauen, reinlichen Papiertapeten, ſo weit ſie reichen konnten, zu verderben; Leitern oder übereinander geſtellte Tiſche und Stühle mußten ſie gebraucht haben, um die Zimmer bis an die Decke mit Speck oder ſonſtigen Fettigkeiten zu beſudeln. Es waren dieſelbigen Zimmer, wo wir vor'm Jahr ſo heiter und traulich zu wechſelſeitigem Scherz und Belehrung freundſchaftlich beiſammen geſeſſen. Indes war bei dieſem Unheil doch auch noch etwas Tröſtliches zu zeigen: Sömmering hatte ſeinen Keller uneröffnet und ſeine dahin geflüchteten Präparate durchaus unbeſchädigt gefunden. Wir machten ihnen einen Beſuch, wogegen ſie uns zu belehrendem Geſpräch Anlaß gaben."

Sehr charakteriſtiſch für die Stimmung der Mehrzahl der einheimiſchen Bevölkerung ſchildert Goethe ſeine Begegnung mit einer alten Mainzerin: „Auf unſeren Wanderungen fanden wir eine alte Frau an der Thüre eines niedrigen, faſt in die Erde gegrabenen Häuschens. Wir verwunderten uns, daß ſie ſchon wieder zurückgekehrt, worauf wir vernahmen, daß ſie gar nicht ausgewandert, ob man ihr gleich zugemuthet, die Stadt zu verlaſſen. „Auch zu mir," ſagte ſie, „ſind die Hanswürſte gekommen mit ihren bunten Schärpen, haben mir befohlen und gedroht; ich habe ihnen aber tüchtig die Wahrheit geſagt: „Gott wird mich arme Frau in dieſer meiner Hütte lebendig und in Ehren erhalten, wenn ich euch ſchon längſt in Schimpf und Schande ſehen werde" . . . Nun deutete ſie auf ein Eckhaus gegenüber, um zu zeigen, wie nahe die Gefahr geweſen. Wir konnten in das untere Eckzimmer eines anſehnlichen Gebäudes hineinſchauen; das war ein wunderlicher Anblick! Hier hatte ſeit langen Jahren eine alte Sammlung von Kurioſitäten geſtanden, Figuren von Porzellan und Bildſtein, chineſiſche Taſſen, Teller, Schüſſeln und Gefäße; an Elfenbein und Bernſtein mocht' es auch nicht gefehlt haben, ſowie an anderem Schnitz- und Drechſelwerk, aus Moos, Stroh und ſonſt zuſammengeſetzten Gemälden, und was man ſich in einer ſolchen Sammlung denken mag. Das alles war nur aus den Trümmern zu ſchließen; denn eine Bombe, durch alle Stockwerke durchſchlagend, war in dieſem Raum geplatzt; die gewaltſame Luftausdehnung, indem ſie inwendig alles von der Stelle warf, ſchlug die Fenſter herauswärts, mit ihnen die Drahtgitter, die ſonſt das Innere ſchirmten und nun zwiſchen den eiſernen Stangengittern bauchartig herausgebogen erſchienen. Die gute Frau verſicherte, daß ſie bei dieſer Exploſion ſelbſt mit unterzugehen geglaubt habe."

Zu Mittag ſpeiſte Goethe mit ſeinen Begleitern an einer ſtarkbeſetzten Wirtstafel, wobei es ſie wunderte, daß man von den anweſenden Muſikanten das Ça ira und die Marſeillaiſe verlangte. Die übrigen Gäſte

ſchienen ſogar alle dabei einzuſtimmen und erheitert. Nach dem Eſſen führte der Weg die Wanderer vor das Neutor an den Platz, an dem das kurfürſtliche Luſtſchloß, die „Favorite", geſtanden hatte. „Im Auguſt vorigen Jahres," fährt Goethe in ſeiner Schilderung fort, „erhob ſich hier noch ein prächtiger Gartenſaal; Terraſſen, Orangerie, Springwerke machten dieſen unmittelbar am Rhein liegenden Luſtort höchſt vergnüglich. Hier grünten die Alleen, in welchen, wie der Gärtner mir erzählte, ſein gnädigſter Kurfürſt die höchſten Häupter mit allem Gefolge an unüberſehbaren Tafeln bewirtet, und was der gute Mann nicht alles von damaſtnen Gedecken, Silberzeug und Geſchirr zu erzählen hatte. Geknüpft an jene Erinnerung machte die Gegenwart nur noch einen unerträglicheren Eindruck. Die benachbarte Karthauſe war ebenfalls wie verſchwunden, denn man hatte die Steine dieſer Gebäude ſogleich zur bedeutenden Weißenauer Schanze vermauert. Das Nonnenklöſterchen ſtand noch in friſchen, kaum wieder herzuſtellenden Ruinen. Die Freunde Gore und Kraus begleitete ich dann auf die Citadelle. Da ſtand nun Druſus' Denkmal, ungefähr noch ebenſo, wie ich als Knabe es gezeichnet hatte, auch diesmal unerſchüttert, ſoviel Feuerkugeln daran mochten vorbeigeflogen ſein, ja draufgeſchlagen haben." Zuletzt ging es in den Dom, deſſen Gewölbe noch eine Maſſe unangetaſteter Mehlſäcke und andere Vorräte, namentlich an Wein, bargen, weiter aber duldete es ſie nicht mehr in der verwüſteten traurigöden Umgebung. Goethe unternahm noch einen mehrtägigen Ausflug nach Wiesbaden und Schwalbach und reiſte dann über Mainz — er ſchrieb noch einmal von hier am 1. Auguſt an Chriſtiane — nach Mannheim. Die unglücklichen Bewohner der ſo furchtbar heimgeſuchten Stadt aber vergaß er nicht. Um ſeinem „aufrichtigen Antheil an dem traurigen Schickſale ſo vieler guter Bürger" praktiſchen Ausdruck zu verleihen, veranſtaltete er im Herbſte 1793 eine Vorſtellung auf der Weimarer Hofbühne zum Beſten der ſchwergetroffenen Mainzer. Damals wirkte in Weimar unter Goethes

Leitung auch ein Mainzer, der Schauspieler Friedrich Haide; er war ein vortrefflicher Heldendarsteller von schöner Gestalt und, nach Ansicht seines Direktors, „bei den Schiller'schen Stücken (— er spielte als erster den Tell —) nicht zu entbehren." Goethe schrieb dazu 1798 an Schiller: „. . . besonders hat Haide einige Perioden deklamiert, wie ich's auf dem deutschen Theater noch gar nicht gehört habe."

Noch eine andere, weniger bekannte Goethe-Erinnerung knüpft sich an die Belagerung von Mainz. Bei einem von der französischen Besatzung in der Nacht des 31. Mai 1793 gegen Marienborn unternommenen Ausfall mußte die zum Schutze des dortigen Hauptquartiers vorgeschobene Schwadron vom Küraſſier-Regiment „Weimar" im feindlichen Feuer erst aufzäumen und aufsitzen, wobei ihr Führer, Major la Bière, sowie mehrere Leute und Pferde fielen und der Rittmeister von Voß so schwer verwundet wurde, daß er einige Tage darauf starb. Diesen beiden Offizieren nun wollte der Herzog von Weimar einen Denkstein errichten lassen, wie aus dem Konzept eines Briefes von Goethe an den Mainzer Universitätsprofessor der Rechte Hofrat Friedrich Lorenz Langen (nicht Lange) hervorgeht. Das Konzept ist aus Weimar vom 14. Oktober 1793 datiert und lautet:

„Ew. Wohlgeboren haben mir erlaubt wegen des bewußten Monuments, dessen Errichtung Sie gütigst übernommen haben, die weiteren Entschließungen zu überschreiben. Ich bediene mich gegenwärtig der mir gegebenen Freyheit. Man hat aus verschiedenen Ursachen sich bewogen gesehen, von der ersten Idee, nach welcher ein Modell von H. Baumeister Meyer gemacht worden, abzugehen, und ich sende gegenwärtig eine Zeichnung, nach welcher man es aufgerichtet wünscht. Es bedarf diese Zeichnung keiner weiteren Erklärung, in dem das Monument viereckt wird; eine Seite wie die andere verziert werden soll und die eingesenkte Tafel für die Inschriften auf allen Seiten anzubringen ist. Der Adler auf der Spitze wird gegen den Weg gekehrt, wie es sich von selbst versteht. Es scheint mir nicht, als wenn

der Unterschied an Stein und Arbeit gegen das erstprojectirte Monument sehr beträchtlich wäre und glaube daher, daß H. Meyer für die ehemals anverlangte Summe von hundert Dukaten auch das Gegenwärtige werde fertigen können. Wollte Ew. Wohlgeboren ihm die Zeichnung vorlegen, ihn deshalb befragen und besonders auch seine Erklärung, aus wieviel Stücken er den oberen Sarkophag zusammen zu setzen Willens sei? von ihm verlangen; so würden Sie mir eine besondere Gefälligkeit erzeigen. Wir hoffen Durchl. den Herzog bald hier zu sehen, wahrscheinlich sehen Sie ihn auf seiner Rückreise. Haben Sie doch die Güte mir gelegentlich ein Wort zu sagen wie es gegenwärtig in Mayn z aussieht und ob sich alles bald wieder in einen leidlichen Zustand versetzt hat. Ich wünsche recht wohl zu leben und empfehle mich Ihrem geneigten Andenken."

Ein Folioblatt im Goethe- und Schiller-Archiv enthält Goethe's eigenhändigen Entwurf der vierseitigen Denkmals-Inschrift:

„Major de Laviere Rittmeister von Voß preußische Krieger fielen in ihrem Beruf d. 31. May 1793 — eingesenkt vor den Weimarischen Standarten ruhen sie 220 Schritte rückwärts."

Warum das geplante Denkmal nicht zur Ausführung kam, ist nicht ermittelt.

Daß die damals um und in Mainz verlebte Zeit Goethe unvergeßlich blieb, ist aus folgenden Aeußerungen des Dichters ersichtlich. Im ersten Band der „Tag- und Jahres-Hefte" bemerkt er 1793: „Ein Tag im Hauptquartier zu Hans (= Hans-le-Grand) und ein Tag in dem wiedereroberten M a i n z waren Symbole der gleichzeitigen Weltgeschichte, wie sie es noch jetzt demjenigen bleiben, der sich synchronistisch jener Tage wieder zu erinnern sucht"; am 16. Juli 1794 schreibt er an Sömmering: „Vor einigen Tagen habe ich mit d'Oyré (eh. franz. Kommandant von Mainz) in Erfurt gesprochen, wo wir uns der M a i n z e r und Marienborner Geschichten erinnerten," und am 12. Mai 1815 erzählt

er in einem Geſpräch mit Müller von ſeinen bei Mainz ausgeſtandenen Gefahren.

Sechzehn Jahre lang hatte Goethe den Rhein nicht wiedergeſehen, als er im Jahre 1814 Wiesbaden, von da das Rochusfeſt bei Bingen, und bei dieſem Anlaß auch Mainz wieder beſuchte.

Am 4. Mai des nämlichen Jahres war die Stadt nach längerer Belagerung durch die verbündeten Mächte den Franzoſen entriſſen und von den öſterreichiſchen und preußiſchen Truppen beſetzt worden, nicht lange darauf, am 3. Auguſt 1814, fand hier zum erſtenmal die Geburtstagsfeier des Preußenkönigs ſtatt. Zu den Ehrengäſten zählte auch Goethe „einer der Heroen der deutſchen Literatur, der größte unter den jetzt lebenden Schriftſtellern", wie es in einer Notiz der „Mainzer Zeitung" hieß.

Der preußiſche Oberſt W. J. von Krauſeneck, damals Feſtungskommandant von Mainz, hatte ſeinen Adjutanten, den Hauptmann und ſpäteren Major Friedrich von Luck, vorher nach Wiesbaden geſchickt, um noch beſonders zur Feier einzuladen. Dieſer Hauptmann von Luck war dem Dichter bereits durch einen Beſuch in Weimar bekannt und Goethe nannte ihn wegen ſeiner originellen poetiſchen Begabung den „Mainzer Humoriſten". In den „Geſprächen" heißt es davon: „er (Goethe) rühmte den Major Luck, es iſt auch ein diffuſes Weſen in ihm, aber da thut ihm das Sonett Gewalt an und zwingt ihn zur Einheit. Darum giebt's nicht leicht beſſere Sonette, als die ſeinigen, auch in Rückſicht der Gedanken. Ein Spottgedicht hat er gegen die Arndt'ſche Dreieinigkeit gemacht, von Wellington, Blücher und unſerem Herrgott, aber das nicht als Sonett..."

Goethe ſah den Mainzer Humoriſten noch öfters bei ſich in Wiesbaden, richtete wiederholt herzliche Briefe an denſelben und ſandte auch „einige ſehr ſeltſame Gedichte des wunderlichen Luck" an Frau von Knebel.

In Folge der von Luck vermittelten Einladung unterbrach nun Goethe ſeine Wiesbadener Kur und kam am 3. Auguſt morgens mit Zelter nach Mainz, wo

er diesmal im „Römischen Kaiser" auf dem Liebfrauenplatze abstieg. Bald darauf unternahm er einen Spaziergang in die „Neue Anlage", wovon er entzückt an Christiane schrieb: „Der Anblick des Rheins und der Gegend umher ist freylich etwas einzig Schönes." Dann besuchte er die Zitadelle und den Kommandanten von Krauseneck. Mittags 2 Uhr erschien er bei dem von letzterem gegebenen Festmahl im Kasino. Unter den Personen, die Goethe bei dieser Gelegenheit kennen lernte, verzeichnet er, etwas abgekürzt, die „Oesterreicher": Gouverneur von Mainz General der Kavallerie Baron von Frimont und die beiden Generalfeldwachtmeister Graf Heinrich Hardegg und Freiherr August von Stwrtnick; die „Preußen": Generalleutnant Prinz (später Landgraf) von Hessen-Homburg und den jungen Prinzen (späteren Herzog) Leopold von Anhalt-Dessau (1794 bis 1871), welcher seinem Großvater 1817 in der Regierung folgte, er hatte 1813/14, aber im österreichischen Heere, mitgekämpft; endlich die „Mainzer": Geschichtsforscher Präsident Dr. F. J. Bodmann und Oberbürgermeister Freiherr Gedult von Jungenfeld. Auf dem Festball hielt es Goethe nicht lange aus, „verpaßte" aber trotzdem das auf dem Schloßplatz abgebrannte Feuerwerk. Am nächsten Morgen um 8 Uhr kehrte er nach Wiesbaden zurück, war aber drei Wochen später, am 23. August, noch einmal Nachmittags einige Stunden mit Geh. Sekretär Vogel in Mainz; die betreffende Tagebuch-Notiz „in Wiesbaden" ist (nach Fr. Otto „Goethe in Nassau" 1895) eine irrtümliche.

Während des zweiten Kuraufenthaltes zu Wiesbaden im nächsten Sommer waren es vorwiegend österreichische Offiziere, die Goethe an das nahe Mainz erinnerten; „wie denn unter den Oesterreichern großes Wohlwollen gegen mich ist. Einige kannte ich schon von Böhmen (Karlsbad) her", schrieb er darüber unter'm 20. Juli 1815 an seinen Sohn. So traf er am herzoglichen Hofe in Biebrich, wo er fast jeden Sonntag zur Tafel erschien, am 4. Juni 1815 aus Mainz u. A. den österreichischen Generalfeldwachtmeister Graf Her-

mann von Künigl und den Oberſt vom 33. Infanterie-Regiment Joſeph de Lort, der zugleich Generalſtabschef des Erzherzogs Karl war, ſowie am 11. Juni letzteren ſelbſt. „Beſonderes Glück ereignete ſich mir," bemerkt er dazu in den „Annalen", „zu Biebrich, indem des Herrn Erzherzogs Karl K. H. die Gnade hatte, nach einem intereſſanten Geſpräch mir die Beſchreibung Ihrer Feldzüge mit den höchſt ſauber und genau geſtochenen Charten zu überreichen." Bei einer zweiten Begegnung mit dem Erzherzog am 16. Juli erhielt Goethe deſſen Einladung nach Mainz, welcher er bereits am 18. Juli entſprach. Der Sieger von Aspern wohnte damals als erſter Gouverneur der Bundesfeſtung Mainz im „Deutſchordenshauſe" (jetzt Großherzogl. Palais), wo Napoleon I. noch kurz vorher ſein Abſteigequartier hatte; Goethe ward hier „höchſt gnädig und freundlich aufgenommen" und von dem ruhmgekrönten Feldherrn mit einem Prachtexemplar von deſſen „Grundſätze der Strategie" (Wien 1813) beſchenkt. Auch bei dem Oberſt de Lort ſprach Goethe vor und nahm am folgenden Tage mit dem Gefolge des Erzherzogs an einem Ausfluge nach dem Johannisberg teil.

Zum letztenmal kam Goethe am 11. Auguſt 1815 nach Mainz, er brachte den jungen Kölner Kunſtgelehrten Sulpice Boiſſerée von Wiesbaden mit herüber und ſtieg wie in früheren Zeiten wieder in den „Drei Reichskronen" ab. Nach der Table d'hôte ſuchte er ſofort den Bibliothekar Profeſſor Lehne auf, beſichtigte mit ihm verſchiedene Sammlungen und unternahm dann einen Spaziergang durch das Münſtertor am neuen Friedhof vorüber nach den Steinpfeilern der römiſchen Waſſerleitung bei Zahlbach. Am 12. Auguſt reiſte er nach Frankfurt weiter.

Auch über dieſen letzten Aufenthalt in Mainz hat Goethe Mitteilungen in ſeinen „Tagebüchern" wie in ſeiner „Reiſe am Rhein, Main und Neckar in den Jahren 1814 und 1815" hinterlaſſen, worin namentlich einige Mainzer Perſönlichkeiten und Kunſtſchätze erwähnt ſind. Zu erſteren gehörten: Der Domherr Graf Ludwig von

Kesselstatt, ein eifriger Kunstfreund, der selbst recht hübsch malte, wie seine 28 Ansichten von Mainz in der städtischen Bildergallerie zeigen, und der ausgezeichnete Landschaftsmaler Kaspar Schneider, sowie der Bibliothekar Friedrich Lehne. Ein tüchtiger Schriftsteller und gründlicher Kenner der Mainzer Lokalgeschichte, hatte Lehne bereits seit dem Jahre 1806 in dem reichen Boden seiner Vaterstadt wertvolle Ueberreste aus der Römerzeit und dem Mittelalter blosgelegt und damit das jetzt so großartige Altertums-Museum begründet. In „Kunst und Altertum am Rhein und Main" sagt Goethe davon: „Der Bewohner von Mainz darf sich nicht verbergen, daß er für ewige Zeiten einen Kriegsposten bewohnt: alte und neue Ruinen erinnern ihn daran. Aber auch diese wird der eifrige Forscher zur Vermehrung seiner Kenntnisse, zu Bildung des Geistes nutzen, und so sind wir einem fleißigen und sorgfältigen Manne, Herrn Professor Lehne, vielen Dank schuldig, daß er manches Altertümliche bezeichnet und bestimmt, anderes aber neu aufgefunden, gesammelt und geordnet hat. Seine Karte, worauf die Lage des römischen Mainz und der sich darauf hinziehenden Kastelle in Vergleichung mit der heutigen Stadt und deren Festungswerken dargestellt ist, gibt einen freien Ueberblick über das Vergangene, welches von dem Gegenwärtigen fast verschlungen, unseren Sinnen entzogen ist. Die Mauern des uralten Kriegspostens, die innerhalb desselben ehemals befindlichen Tempel und Gebäude werden uns wieder vergegenwärtigt, sowie außerhalb das Denkmal des Drusus, die Wasserleitung, der künstliche Teich, die Gräber wieder an ihre Stelle treten, und schnell faßt der Reisende die Verhältnisse solcher Baulichkeiten gegen einander, die ihm sonst nur ein Räthsel geblieben."

Auch in Goethes Aufsatz „Ueber Kunst und Altertum in den Rhein- und Maingegenden" ist davon die Rede, indem es heißt: „die Bemühungen des Herrn Professors Lehne werden gerühmt und die baldige Herausgabe seines Werkes, den Plan des alten Castrums und der

umliegenden kleinen Caſtelle bezeichnend, nicht weniger die Abbildung vorgefundener Denkmale enthaltend, wird ſehnlich gewünſcht." Gemeint iſt hier der ſchon damals erſchienene größere Plan unter dem franzöſiſchen Titel „Comparaison du plan de l'ancien Magontiacum avec la situation actuelle de la ville de Mayence pour servir à l'appuy de la description des antiquités du departement du Mont-Tonnerre, par Frédéric Lehne", der ſpäter dem 3. Band von Lehne's geſammelten Schriften (6 Bände, herausgegeben von Ph. H. Külb, Mainz 1836/9) beigefügt wurde. Ebenſo intereſſierte ſich Goethe auch für den Grundriß des Feſtungsplanes von Mainz, zu welchem Lehnes Wiesbadener Kollege, der dortige Bibliothekar Bernhard Hundeshagen, ihm die Vorarbeiten gezeigt hatte. Am 27. Februar 1815 ſchreibt er deßhalb aus Weimar an Hundeshagen: „Ferner wollt' ich anfragen, wie weit es mit dem intereſſanten Riſſe der Mainzer Feſtung gekommen und mir einſtweilen einen Probeabdruck erbitten." Es war der im gleichen Jahre zu Frankfurt a. M. hergeſtellte „Topographiſch-militäriſche Plan der Stadt und Feſtung Maynz mit ihren Umgebungen. Nach den neueſten Original-Aufnahmen und Befeſtigungen herausgegeben von Bernhard Hundeshagen". In „Kunſtſchätze am Rhein" dankt Goethe dafür mit den Worten: „Der Plan der Feſtung Mainz von jenem talentvollen Mann herausgegeben zeugt nicht weniger von Fleiß und Geſchicklichkeit."

Die Stadtbibliothek, in welcher Goethe ſeinen Führer aufſuchte, war damals und bis zum Jahre 1842 in dem früher die „Burſe" genannten Hauſe, Neubrunnenplatz Nr. 1, Ecke der großen Bleiche, untergebracht. Goethe gibt eine kurze Ueberſicht der hier aufgeſtellten Altertümer, Bücher und Gemälde und berichtet dann weiter: „Herr Graf Keſſelſtadt, Freund und Erhalter von Gemälden und Alterthümern, verſäumt keine Gelegenheit, ſeine bedeutende Sammlung zu bereichern. Die Gemälde des Landſchaftsmalers Kasper Schneider vergnügen mit Recht die Liebhaber. Ein Künſtler und

Gemäldehändler Namens Arbeiter beſitzt ſchöne Sachen und läßt ſich billig finden. Genug, es ſteht hier ſo Manches beiſammen, daß kein Zweifel übrig bleibt, Mainz werde in dem rheiniſchen Kunſtverein ſich an ſeiner Stelle thätig und förderlich erweiſen.“ Schließlich kommt Goethe zu dem Vorſchlag, in Mainz eine Kriegsſchule zu errichten. „Jede Schanze, jeder Hügel,“ meint er, „würde lehrreich zu dem jungen Krieger ſprechen und ihm täglich und ſtündlich das Gefühl einprägen, daß hier vielleicht der wichtigſte Punkt ſei, wo die deutſche Vaterlandsliebe ſich zu den feſteſten Vorſätzen ſtählen müſſe.“

Von dieſer letzten Anweſenheit in Mainz berichtet, die Mittheilungen des Dichters zum Theil ergänzend, ſein Begleiter Boiſſerée in den „Geſprächen“ u. a.: „Freitag den 11. morgens 6 Uhr ſind wir nach Mainz gefahren . . . Nach 8 Uhr ſind wir in Mainz in den drei Reichskronen. Unſer erſter Gang war zu Profeſſor Lehne, er zeigte uns ſeine Gemäldeſammlung. Er beſitzt auch römiſche Alterthümer, ſchön und klar geordnet, innerer Zuſammenhang; das meiſte Grabſteine von Kriegsleuten aus den verſchiedenſten Theilen von Europa. Die römiſche Herrſchaft wirkte hier ganz auf dieſelbe Weiſe wie die franzöſiſche. Goethes Vorliebe für das Römiſche wurde ſpäter ausgeſprochen; er habe gewiß ſchon einmal unter Hadrian gelebt. Dieſer große Verſtand, dieſe Ordnung ſage ihm zu, nicht ſo das griechiſche . . .“ „Ja, nun lobe ich Euch,“ ſagte Goethe auf dieſe und ähnliche Bemerkungen über Seelenwanderung zu den Tiſchgenoſſen, „Ihr ſeid geſcheidter als Ihr wißt. So hat doch Eure Sache Fug und Schick und durch die Zuziehung der Ahnen kommt es immer noch beſſer in's Klare.“ Hier erzählt Boiſſerée weiter: „Ich neckte ihn darüber und wir lachten fröhlich über dies geheime Geſpräch, das wir am Tiſche führten. Profeſſor Lehne holte uns ab in die Gemäldeſammlung des Grafen Keſſelſtadt und zu Kaufmann Memminger (Schuſterſtraße 1 in der ſog. „Nähkiſte“), wo wir ſchöne Rheinlandſchaften von Kaſpar Schneider ſahen. Nachher

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

gingen wir in den Dom, der halb mit Brettern verschlagen war, worin Getreide lag. Nach Tisch spazierten wir nach Zahlbach, der Grabstätte römischer Krieger, wo über dreißig Gräber an einen Hügel angelehnt gefunden wurden, hinter jedem der Aschenkrug. In Zahlbach kehrten wir in einen Weingarten (jetzt Maaß'scher Garten) ein. Professor Lehne hielt mir vor, daß es nichts sei mit der gothischen Architektur, daß sie nur die Frucht der verfallenen römischen und griechischen sei. Er sprach überlaut, weil er taub ist, gerade darum hörte ich es geduldig und ruhig an. Preußische Offiziere saßen in der nächsten Laube. Goethe hatte seine Freude über den Spaß. Auf dem Rückweg fanden wir eine schlecht gebaute Kirche im Dorfe, ganz neu im byzantinischen Geschmack von einem französischen Ingenieur; das machte sich nun gut neben der römischen Wasserleitung und zu dem Gespräch im Weingarten; Goethe neckte mich damit. Nachher machte ich mit Goethe noch einen Spaziergang die Bleiche herab, nach Hause . . . Vor Schlafengehen betrachteten wir noch leuchtendes Holz, das Goethe aus Wiesbaden mitgebracht hatte. Samstag morgens um 7 Uhr sind wir nach Frankfurt abgefahren . . ." Welchen Wert Goethe auf den Besitz von in Mainz gefundenen Altertümern legte, geht aus der Tatsache hervor, daß Boisserée einige Tage später nach Mainz zurückkam und, wie er berichtet, von Lehne „einige antike Töpfe, Lampen, Krügelchen mit Asche und Knochen für Goethe erbettelte".

In Erinnerung an diesen Besuch schrieb Goethe am 16. Juni 1819 aus Weimar an Lehne; Veranlassung war eine Rheinreise von Schillers jüngerem Sohne, Ernst von Schiller, dem Goethe das folgende Empfehlungsschreiben an Lehne mitgab:

„Ein würdiger Sohn meines verewigten Freundes von Schiller, im Preußischen Dienste am Niederrhein angestellt, unternimmt in diesen Tagen die Reise, die ich vor einigen Jahren mit so viel Vergnügen vollbrachte. Ich verfehle nicht bei dieser Gelegenheit ihm so viel als Ihnen den Vortheil wechselseitiger Be-

kanntſchaft einzuleiten. Sie werden gewiß gute Stunden zuſammen verleben und er für Ihre Mittheilungen, die er ſonſt nirgends hernehmen kann, den aufrichtigſten Dank lebenslänglich im Herzen tragen. Mögen Sie, hierdurch veranlaßt, mir einige Kenntniß geben, wie weit Ihr wichtiges, mannigfach eingreifendes Werk gediehen und wie Sie ſich überhaupt gegenwärtig finden und befinden, ſo wird es mir zu beſonderer Zufriedenheit gereichen. Denn ich habe zeither bey Mittheilung der mir damals anvertrauten Kupfer und Kenntniſſe manchen Freund angenehm unterhalten und belehrt.

Mich geneigtem Andenken empfehlend

Jener ſchönen, mir leider nicht wieder gegönnten Stunden oftmals dankbar eingedenk

J. W. v. Goethe."

Am 28. Auguſt 1819 wurde wie in anderen Städten ſo auch in Mainz Goethes ſiebzigſter Geburtstag feſtlich begangen. Bereits am 20. Juli war in der „Mainzer Zeitung" ein mit „J." unterzeichneter Aufruf erſchienen, worin die Gleichzeitigkeit der Feier für Tag und Stunde durch ganz Deutſchland, verbunden mit dem Gedächtnis an Schiller, angeregt war. Ebenſo hatte ſchon im Juli die Direktion der Mainzer „Leſegeſellſchaft" (jetzt Kaſino-Geſellſchaft „Hof zum Gutenberg") eine ſolche Feier beſchloſſen und alle in der Stadt anweſenden Literaturfreunde dazu eingeladen. Am Feſttage verſammelte ſich um 2 Uhr Mittags eine zahlreiche Geſellſchaft im großen Saale des Gutenberg-Gebäudes, woſelbſt auf einer doriſchen Halbſäule die lorberumkränzte Büſte des Dichters unter Blumenguirlanden hervorragte und „Goethe, dem deutſchen Dichtergreiſe", bei dreimaligem Pauken- und Trompetenſchall das erſte Hoch ertönte. „Bis zu ſeinem Schwanenliede," hieß es in der Huldigungsrede, „begleite ihn das ſchöne Gefühl: ſein Name ſei unvergänglich wie der friedliche Ruhm ſeines Volkes, deſſen Gründung und Befeſtigung er die Kraft ſeines Geiſtes weihte." Und der Schluß eines Feſtgedichtes von Profeſſor G. L. Braun lautete:

„Der deutſche Geiſt bleibt ſtets mit dir verbunden,
Weil er in dir ſich ſelber hat gefunden."

Der zweite Trinkſpruch galt dann: „Goethes Freunde und Ruhmgenoſſen, dem Andenken des unvergeßlichen Schiller." Ein ausführlicher Zeitungsbericht nebſt Feſtgedicht wurde hierauf an Goethe abgeſandt, der damals in Karlsbad weilte; „die Feier des achtundzwanzigſten Auguſt's dankbar zu erwidern" widmete Goethe unter'm 15. September „Gönnern und Freunden zu Mainz", das aus gleichem Anlaß auch z. B. nach Frankfurt gelangte Gedicht:

„Sah gemalt, in Gold und Rahmen,
Grauen Barts, den Ritter reiten
Und zu Pferd an ſeinen Seiten
An die vierundzwanzig kamen" u. ſ. w.

Außerdem antwortete Goethe noch in nachſtehendem Briefe, welcher, ſchon als Ausdruck wahrhaft patriotiſcher Geſinnung, allgemeine Beachtung verdient.

„Einer hochanſehnlichen und gegen mich ſo freundlich und liebevoll geſinnten Leſegeſellſchaft zu Mainz ſtatte ich hierdurch den verbindlichſten Dank ab für den erquicklichen Feſtglanz, den Sie über meinen Tag verbreiten wollen. Sie waren in der feierlichen Stunde gewiß überzeugt, daß ich Alles empfinden würde, wie es gegeben worden, und daß in einem ſolchen Falle nur die treulichſte Erwiederung Platz greifen kann.

Laſſen Sie mich aber zugleich die Wirkung Ihres lieblichen Feſtes auf deutſche Gemüther überhaupt ausſprechen und zu Ihrer Kenntniß bringen, was der öffentliche Bericht in edlen Seelen aufregte, mit denen ich zu jener Zeit in Karlsbad zufällig verbunden lebte.

Wir dürfen uns nicht leugnen, daß ſeit vielen Jahren unter wohlgeſinnten Deutſchen nur mit Betrübniß der guten Stadt Mainz gedacht ward. Wechſelnde Kriegsereigniſſe, Entfremdung und Annäherung, Zerſtören und Wiederherſtellen, Alles gab dem nahen wie dem fernen Beobachter nur ein verworrenes Bild. Auch zuletzt bei örtlich(er) unveränderlicher Lage, deutet jede neue Befeſtigungsanſtalt abermals auf künftiges Kriegsunheil,

ſo wie das Staatsverhältniß dem wackern Deutſchen, der ſich gern am Entſchiedenen hält, unfaßlich und trübe ſcheint.

Dieſe Vorſtellungsweiſe, ſie treffe nun mit dem eigentlichſten Zuſtande zuſammen oder nicht, gewöhnt die Geiſter an eine düſtere Anſicht, die ich nicht geſchildert hätte, könnte ich nicht hinzufügen, daß es den deutſch geſinnten Mainzern zu großer Freude gediehen wäre, wenn ſie das auf einmal erhellende, aufheiternde Licht hätten beobachten können, welches durch Ihr Feſt in patriotiſchen Gemüthern ſich aufthat. Meine Perſönlichkeit war verſchwunden; Ihre geiſtige frohe Theilnahme an dem Reinen, Natürlichen, allgemein Menſchlichen, was ich immer darzuſtellen bemüht geweſen, trat hervor und ſchien das linke Rheinufer erſt eigentlich zurückzugeben. Man erfreute ſich des Zeugniſſes einer im Stillen beſtehenden Einheit deutſchen Denkens und Empfindens. Mit dem größten Vergnügen konnte ich gewahr werden, von welchem Sinne Sie Alle durchdrungen ſeien, und es durfte mich nicht ſchmerzen, daß man über der Freude, eine ſolche überrheiniſche Brüderlichkeit entdeckt zu haben, mein eigenes Glück beinahe zu ſchätzen vergaß, der ich beſtimmt geweſen, eine ſo erfreuliche Offenbarung zu veranlaſſen.

Mit wiederholtem Dank und den aufrichtigſten Wünſchen ergebenſt

J. W. Goethe."

Weimar, den 10. Oktober 1819.

In Folge von Goethes dankendem Gedicht und Brief ließ ihm die Mainzer Leſegeſellſchaft bei ſeinem nächſtjährigen Geburtstage 1820 eine Lithographie zugehen, welcher der im obenerwähnten Gedicht ausgedrückte Gedanke zu Grunde liegt. Goethe ſpielt nämlich darin auf ein, in einem fränkiſchen Schloſſe aufbewahrtes, Gemälde an, das einen alten Ritter darſtellt, wie er dem Kaiſer Rudolf von Habsburg vierundzwanzig bewaffnete Söhne vorführt. Sich ſelbſt als den Ritter denkend, preiſt der Dichterfürſt die Söhne ſeines Gei-

ſtes, als welche er ſich alle vorſtellt, die ſein Beiſpiel auf die literariſche Ruhmesbahn leitete. Dieſe Idee nun fand in dem Widmungsblatte aus Mainz weitere Ausführung. Der Schauplatz iſt die Vorhalle eines gotiſchen Reichsſaales, in deſſen Hintergrund des Sängers Bild und Kranz erſcheint. Das Blatt hat zwei Fuß Höhe und anderthalb Fuß Breite, es wurde von dem geſchickten Mainzer Lithographen H. W. Eberhard entworfen und auf Stein gezeichnet und in der Theodor von Zabern'ſchen Steindruckerei zu Mainz vervielfältigt. Auf der Tür zur Vorhalle ſteht: „Dem deutſchen Dichter-Greiſe Goethe von ſeinen Verehrern zu Mainz. Am 29ten Auguſt 1820". Dann folgt ein längeres Gedicht von Friedrich Lehne, deſſen Schlußvers lautet :

„So, Vater Goethe, grünt dein Ruhm
In deutſcher Muſen Heiligthum;
Wird Sprache nicht und Kunſt vergehen,
Wie kann die Zeit ihn welken ſehen?
Wenn Irdiſches ſie niederreißt,
Erreicht ſie nicht den freien Geiſt
Und ſeine Schöpfung bleibt beſtehen. — —
So lebt Homer und Oſſian, —
Auch du wirſt leben, deutſcher Mann!"

Wie ſehr Goethe durch dieſe Gabe erfreut war, beweiſt ſein nachſtehendes Dankſchreiben an Lehne:

„Ew. Wohlgeboren haben durch eine ſo neigungsvolle Sendung mich angenehm überraſcht. Hier gilt wieder in vollem Maße: daß Liebe Liebe, Geiſt Geiſt erzeuge; möchten doch beyde überall zuſammen wirken, damit in der ſchönen ſittlichen Welt nichts ohne ſchöne geſegnete Wirkung verbleibe.

Alles iſt vergnüglich an der Gabe! Den theuren Maynzer Freunden ſey in vielem Sinne Dank! Erfindung, Behandlung, Anſpielung, Technik und Ausfertigung kann für höchſt gelungen gelten. Vielleicht haben Dicht- und Bildkünſtler noch nichts ſo anmuthig zuſammen Anſprechendes hervorgebracht; dieſes nun un-

mittelbar auf mich bezogen zu ſehen, giebt mir die heiterſten Gefühle.

Möge ich Ihnen immer gleich empfohlen bleiben und meine gegenwärtigen, letzteren Bemühungen ſo grad und redlich erfunden werden, wie die erſten. Mein Sinn bleibt unverändert: das Beſte ſey fruchtbares zu beginnen und zu betreiben; damit ein wahrhaftes lebendig und alſo auch nützlich werde. Gedenken Sie alle meiner in guten Stunden und bleiben eines, Ihrem ſchönen reinen Gefühl antwortenden, aus der Wurzel neu ausſproßenden Dankes gewiß.

Ew. Wohlgeb. ergebenſter Diener

J. W. v. Goethe."

Jena, den 28. September 1820.

Zwölf Jahre ſpäter ſchloß Goethe ſein Auge für immer. Sein Ableben verurſachte auch in Mainz tiefe Trauer, die am 23. April 1832 durch eine ergreifende Totenfeier im Stadttheater ihren Ausdruck fand; ſie beſtand aus einem „großen Tableau nach einer Idee Canovas" und der Aufführung von „Egmont" mit Beethovens Muſik.

So haben die Mainzer einſt Deutſchlands größten Dichter gefeiert, der als Jüngling wie als Mann und Greis bedeutſame Stunden ſeines Lebens in ihren Mauern zugebracht und im höchſten Sinne teilgenommen hat an dem wechſelvollen Schickſale der alten Moguntia.

II. Schiller.

Daß Schiller zu Ehren im Jahre 1862 in Mainz ein Denkmal errichtet und einem Platz nebst einer Straße sein Name gegeben wurde, verrät zwar eine besondere Begeisterung der hiesigen Bürgerschaft für Deutschlands großen Nationaldichter, ändert aber nichts an der Tatsache, daß Schillers Beziehungen zu Mainz seither so gut wie unbekannt geblieben sind. Auf Grund von Briefen des Dichters und von Mitteilungen aus seinem Familien- und Freundeskreise sei nunmehr alles darauf Bezügliche hier zusammengestellt.

Schiller weilte nur einmal in Mainz, am 18. und 19. Oktober 1782, nach seiner Flucht aus Stuttgart. Nach den erst im Jahre 1836 erschienenen Aufzeichnungen seines damaligen Begleiters Andreas Streicher, reisten die Freunde, um nicht erkannt zu werden, unter falschen Namen. Schiller nannte sich Dr. Ritter, Streicher Dr. Wolf. Am Freitag, den 18. Oktober 1782 bestiegen sie morgens in Frankfurt das Marktschiff, kamen nach Mittag in Mainz an, wo sie ihr weniges Gepäck in einem Gasthof niederlegten, um noch im Laufe des Nachmittags die Stadt und den Dom zu besichtigen. Am nächsten Tage setzten sie frühzeitig ihre Reise fort, diesmal zu Fuß rheinaufwärts durch die heutige „Anlage", an der kurfürstlichen Favorite vorbei, über Nierstein nach Worms. Bei der schönsten Morgenbeleuchtung belächelten sie an der Mainmündung „den echt deutschen Partikularismus, mit welchem Rhein und Main durch Auseinanderhalten ihrer blauen und gelben Wogen sich gegen die Vereinigung sträubten." Von einem erheiternden Zwischenfall bei seinem kurzen Aufenthalt

in Mainz erzählt Schiller selbst in einem Briefe vom 6. November 1782 seinem Freunde Jakobi in Stuttgart:

„Connaissancen habe ich vermieden, weil ich bisher meinen Namen verbarg, aber dadurch habe ich oft das Lustspiel erlebt, daß in meiner Gegenwart von mir die Rede war. Erst neulich in Mainz wurde in einem Zimmer, das an das meinige stieß, vom Verfasser der Räuber gesprochen, und zwar von Frauenzimmern, die brennend wünschten, mich nur einmal zu sehen, und mit denen ich den Kaffee trank."

In welchem Gasthofe Schiller in Mainz übernachtet hat, ließ sich nicht mehr feststellen, wahrscheinlich wohnte er in den „Drei Reichskronen" auf dem Brand, wo auch Goethe einzukehren pflegte. Nach der Frankfurter „Oberpostamtszeitung" vom 19. November 1782 ging der ersten Aufführung der „Räuber" in Frankfurt a. M., die an diesem Tage stattfand, diejenige in Mainz unmittelbar voraus, die Mainzer Aufführung erfolgte also, wie E. Mentzel im „Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst" 1891 nachgewiesen hat, bereits vor dem 19. November 1782, und war somit die erste in Süddeutschland nach der Uraufführung in Mannheim, denn nur in Leipzig und Hamburg gingen Darstellungen des Stückes voraus. Die älteste noch bekannte Ankündigung der „Räuber" in Mainz ist die vom 30. Januar 1783 durch die Böhmsche Wandertruppe, die auch in Frankfurt gastierte, und gleicht daher der Frankfurter Ankündigung fast wörtlich. Bemerkenswert ist darin die lange vor jeder anderen derartigen Prophezeiung gedruckte Vorhersage der dramatischen Größe Schillers. Die Mainzer Ankündigung lautet:

„Die hiesige Schauspieler-Gesellschaft wird die Ehre haben, heute aufzuführen ein großes neues, noch auf keiner anderen als der Mannheimer National-Schaubühne aufgeführtes, von Hr. Friedrich Schiller verfertigtes Original-Trauerspiel in 5 Aufzügen, genannt Die Räuber. Dieses im Geschmack des berühmten englischen Dichters Shakespeare geschriebene Trauerspiel ver-

dient nach Aussage aller Kenner neben Hamlet, Macbeth, Lear usw. unstreitig seinen Platz. Die erhabensten Ausdrücke, die grauenvollsten Situationen, die außerordentlich gezeichneten Charaktere, zeigen aller Orten das feurige Genie eines jungen Dichters, der einst der deutschen Bühne Meisterstücke liefern, und ihr das sein wird, was Shakespeare — der englischen war. Die Verzierungen der Schaubühne und das Kostüm der Kleider wird der Zeit und dem Orte vollkommen angemessen sein, und wir schmeicheln uns, die Zufriedenheit unserer verehrungswürdigen Gönner und Freunde und deren schätzbaren Beifall zu verdienen."

Auch einer der frühesten Räuber-Drucke erschien (als Nachdruck der Mannheimer Ausgabe von Schwan) in Mainz, und zwar gleichzeitig 1788 mit Goethe's „Egmont" im 2. Band der von Sartorius u. Co. herausgegebenen „Sammlung der besten und neuesten Schauspiele". In demselben Jahre gelangte am 29. August Schillers „Don Karlos" zur erstmaligen Aufführung in Mainz. Das ebenfalls 1788 erschienene „Tagebuch der Mainzer Schaubühne" von dem Theater-Dichter Dr. Schmieder enthält die Besprechung von zwei weiteren Jugend-Dramen Schillers. Ueber „Kabale und Liebe" heißt es darin u. a.: „Man hat Schillers dramatische Produkte vergöttert und gelästert . . . sie verdienen keines von beiden. Es sind keine vollendete Meisterstücke . . aber sie tragen Züge von tiefer Menschenkenntniß, von glühender Imagination und selbst ihre Auswüchse sind Verirrungen des Genies. . ." Und bei „Fiesko": „Schiller hat wirklich den Charakter des Fiesko meisterhaft aus der Geschichte ausgehoben und in Handlung gebracht. . ." Leider konnte der geniale Verfasser keiner einzigen Aufführung seiner herrlichen Dramen in Mainz beiwohnen, auch sah er die Vaterstadt Gutenbergs nicht wieder, aber oft noch weilte er im Geiste hier, erwartete Schiller doch von Mainz die Erfüllung seiner sehnlichsten Wünsche, den Wendepunkt seines Schicksals: eine gesicherte Existenz. In Jena, wo der himmelstürmende Poet seit 1789 als unbesoldeter Universitätsprofessor

Geſchichte vortragen mußte, fühlte er ſich nach allen Seiten beengt, dabei hatte der Enthuſiasmus der Studenten, die bei ſeiner erſten Vorleſung vom Saal bis auf die Straße ſtanden, bedeutend nachgelaſſen, ja, als es ſich um die Kollegiengelder handelte, zahlten ſchließlich von 30 Hörern kaum noch 10. Der vom Herzog von Weimar bewilligte Zuſchuß betrug 200 Taler, damit aber war der Adlerflug des Dichters gebunden und ſeine Muſe an die Kette der Berufspflicht gelegt. Zudem wollte Schiller jetzt bald ſeine geliebte Lotte heimführen —. In dieſer Lage und Stimmung ſchrieb er am 10. November 1789 an Lotte v. Lengefeld und Karoline v. Beulwitz (ſeine künftige Frau und deren Schweſter):

„Welcher böſe Genius gab mir ein, hier in Jena mich zu binden? Ich habe nichts, gar nichts dadurch gewonnen, aber unendlich viel verloren. Wäre ich nicht hier, ſo könnte ich leben, wo ich wollte, könnte noch weit beſſer als jetzt einen Plan zu einem Etabliſſement verfolgen, weil meine ganze Zeit mein wäre . . . Meine einzige Hoffnung iſt auf den Coadjutor geſetzt. Verſichert er mich beſtimmt und nachdrücklich, daß er für mich handeln will, ſo lege ich bei dem nächſten Anlaß meine jenaiſche Profeſſur nieder . . ."

Der zum Nachfolger des Mainzer Kurfürſten beſtimmte Coadjutor war der damals als Statthalter in Erfurt reſidierende Reichsfreiherr Karl Theodor v. Dalberg, auf den Schiller ſeine „einzige Hoffnung" ſetzte. Von ihm iſt auch in dem Briefe vom 14. November an das Schweſternpaar viel die Rede, und dabei bemerkt Schiller voll Ungeduld:

„Ich will und kann mich in der entſcheidenden Angelegenheit unſeres Glücks nicht mehr leidend verhalten. Findet ihr es gut, ſo ſchreibe ich gleich in der nächſten Woche an den Kſſt. (= Kurfürſten von Mainz) und geht es dort nicht, an den Kg. v. P. (= König von Preußen). Mein Herz hat dieſe Angelegenheit mit einer Stärke und einem Feuer erfaßt, daß ſie entſchieden ſein muß, wenn ich meine Ruhe wieder finden ſoll . ."

Inzwiſchen wandte ſich Schiller an Dalberg; er berichtet darüber am 23. November aus Jena an ſeinen vertrauteſten Freund, den ſpäteren Appellationsgerichtsrat Gottfried Körner in Dresden: „Aus dem Briefe vom Coadjutor, den ich beiſchließe, ſiehſt Du, daß ich bei ihm einen Schritt gethan habe. Sage mir nun Deine Meinung, ob ich es dabei bewenden laſſe, oder das, was er von Mainz ſagt, für einen Wink nehmen ſoll. Von ihm kann ich alles erwarten, wenn er anfangen wird zu können. Dann — möge der Himmel ſeinen Segen dazu geben, — dann, denke ich, iſt für mich geſorgt! . . . . Biſt Du dafür, daß ich mich an den Kurfürſten von Mainz wende, ſo ſchreibe mir doch ſeinen Titel auf. Hier darf ich niemand fragen . . .“ Die unterm 27. November, 5. und 17. Dezember 1789 und 3. Januar 1790 an Lotte und Karoline gerichteten Briefe betreffen ebenfalls die Mainzer Angelegenheit. Im erſten Schreiben erklärt Schiller, er bleibe „ganz poſitiv nicht in Jena“, und bemerkt dann: „In 2 Jahren vom nächſten Sommer an gerechnet iſt entweder in Mainz oder in B — n (= Berlin) etwas für mich entſchieden . . . .“; im zweiten heißt es: „Den Coadjutor habe ich geſehen und geſprochen, aber es kam nichts dabei heraus,“ und im dritten Briefe berichtet er: „Körner hat ſich bei dem Mainziſchen Geſandten in Dresden durch eine dritte Perſon erkundigen laſſen, was man eigentlich für Wege zu nehmen habe, wenn man von dem K(urfürſten) etwas verlange. Dieſer ſagte, daß in Angelegenheiten der Gelehrten Miller den größten Einfluß habe. Miller machte mich in Mainz auch unnöthig und er zieht die Beſoldung, die für mich müßte beſtimmt werden . . .“ Das vierte Schreiben an das Schweſternpaar endlich enthält die Stelle: „Huber hat meine Entwürfe auf Mainz vermuthet und muntert mich auf, ſie zu verfolgen. Es ſei eine Profeſſorſtelle in der Geſchichte erledigt worden und trage 1400 fl. Gehalt.“ Miller, der angeblich Schillers Berufung nach Mainz im Wege ſtand, war der berühmte Schweizer Hiſtoriker Johannes von Müller, damals kurfürſtlicher Biblio-

thekar an der Mainzer Univerſität, an der Schiller einen Lehrſtuhl mit beſſerem Einkommen und größerer Freiheit als in Jena erhoffte. Dazu aber ſollte ihm der Statthalter verhelfen, mit dem er jetzt einen äußerſt anregenden Verkehr unterhielt.

„Der Coadjutor ſagte neulich der Stein auch, daß er mich einmal gewiß in Mainz haben würde," ſchrieb er Körner am 6. Januar 1790, und weiter an dieſen unterm 1. Februar: „Der Coadjutor hält den Gedanken, mich einmal zu etabliren und zu haben, noch immer ſehr feſt und ſpricht aus eigenem Antrieb ſehr oft davon . . ." Vertrauensvoller noch lautet ein Brief Schillers vom 1. März 1790 an Körner — der Dichter hatte kurz vorher ſeine Lotte geheiratet und ſchrieb, offenbar in Flitterwochenſtimmung:

„Von dem Coadjutor kann ich alles hoffen. Er hat ſich aus freien Stücken gegen mich über den bewußten Punkt herausgelaſſen und mir in beſtimmten Worten geſagt, daß er darauf zähle, mich in Mainz um ſich zu haben, und mir eine Exiſtenz, wie ſie für mich gehöre, dort zu verſchaffen. Er wüßte auch nicht, ſetzte er hinzu, wozu den Fürſten ihre Hilfsmittel nützten, wenn ſie ſie nicht dazu gebrauchten, vortreffliche Menſchen um ſich zu verſammeln. Aber auch ohne Privatrückſicht iſt der Coadjutor ein überaus intereſſanter Menſch für den Umgang, mit dem man einen herrlichen Ideenwechſel hat. Ich habe wenige Menſchen gefunden, mit denen ich überhaupt ſo gern leben möchte, als mit ihm. Er hat meinen Geiſt entzündet, und ich, wie mir vorkam, auch den ſeinigen . . ."

In der Tat hat kein anderer Fürſt ſich dem edlen Dichter ſo hilfreich erwieſen, als Dalberg, ſeine Teilnahme hat Frau v. Lengefeld beſtimmt, Schiller ihre Tochter zur Lebensgefährtin zu geben, die durch die Macht ihrer reinen Seele ihn höher und höher emporhob. Ihre Schweſter, Karoline v. Wolzogen, die Schillers Leben beſchrieb, erzählt davon:

„Dalberg intereſſierte ſich mit vollem Herzen für Schiller und das Glück ſeiner Liebe. Er verſprach, ſo-

bald er Kurfürſt von Mainz würde, welches bei dem hohen Alter des damaligen Regenten in Kurzem zu erwarten war, Schiller ganz nach ſeinem Wunſch und Sinn anzuſtellen, und bat mich, meiner Mutter zu ſagen, daß ihre Tochter ſich durch dieſe Heirath nicht aus ihrem gewohnten Kreiſe geriſſen ſehen ſollte. Wir wußten, daß er Schiller einen Gehalt von 4000 Gulden zudachte und ihm den ganz freien Gebrauch ſeiner Zeit dabei überlaſſen wollte. Um unſeren edlen Freund und Beſchützer Dalberg dachten wir uns in der Gegend von Mainz ein herrliches Leben . . . Wilhelm von Humboldt wollte auch dort leben und ich in Beſuchen mich mit meinen Freunden oft vereinen. Schwerlich hat je ein ſo ſchönes Leben exiſtirt, als es unſere Phantaſie dichtete."

Aber ſie fügt dann auch hinzu: „Dalberg hörte unſeren Träumen oft lächelnd zu, dann verſinſterte aber oft tiefer Ernſt ſeine Züge und er ſagte: „Kinder, denkt Euch das ja nicht als etwas Gewiſſes; mancher Sturm kann das alles umſtürzen!" Als weitblickender Staatsmann ſah Dalberg den Umſturz des Beſtehenden im Anzug, doch ſeine Schützlinge bauten ihre Luftſchlöſſer weiter und gaben ſich der Erwartung hin, „der Papa", wie ſie den Kurfürſten nannten, werde bald die Augen ſchließen, oder ſie ergingen ſich in lauter Vermutungen, wie dieſer vorzeitig den Kurhut verlieren möchte. Auch Körner warnte damals vor allzugroßen Hoffnungen und Schiller antwortete ihm unterm 26. März 1790: „Sage nicht, daß ich ein zu unumſchränktes Vertrauen in den Coadjutor ſetze . . er hat ſich auf jeden Fall zu tief eingelaſſen, um nichts zu leiſten. Der Schwierigkeiten ſind ſo viele nicht, da ich in 2 oder 3 Jahren auch ohne ſeine Protection auf ein ſolches Etabliſſement würde losarbeiten können . ."

Wie ſich der Dichter nun das „Etabliſſement" in Mainz dachte, wo neben Müller auch der von früher ſchon mit Schiller bekannte Weltumſegler Georg Forſter an der Univerſität wirkte, erhellt aus einem längeren Schreiben vom 10. Dezember 1790 an ſeinen Freund

Ferdinand Huber. Bereits unterm 9. Juli 1788 hatte ihm Huber — damals ſächſiſcher Geſandtſchaftsſekretär in Mainz — geſchrieben: „Mit Gold bezahlte ich's, wenn Du hier wäreſt," und an ihn ſendet Schiller jetzt eine genaue, mehrere Seiten umfaſſende Darlegung ſeiner ökonomiſchen Verhältniſſe, die mit der Frage beginnt, „wie hoch er ſich auf jeden Fall bei einer philoſophiſchen Profeſſur in Mainz ſtehen würde"? Dann heißt es: „Ich befinde mich hier, was die Einnahme betrifft, nicht ſo ganz ſchlecht. Außer 200 Reichsthaler, die mir der Herzog bezahlt, kann ich bei einem ſehr mäßigen Zulauf durch zwei Stunden Collegienleſen (fünfmal in der Woche) noch 200 verdienen, und ſobald ich aufhöre, meine akademiſche Thätigkeit als Nebenſache zu betrachten, wären mir 500 Rth. für Vorleſungen gewiß; dies nebſt 200 Rth. von meiner Schwiegermutter machte im erſten Fall 600, im zweiten 900 Rth. Mit 900 Rth. kann ich hier ungefähr ebenſogut leben, wie in Mainz mit 1300 oder 1400, weil wir dort in Kleidern, Logis und Holz allein über 300 Thlr. zulegen müßten. Du begreifſt, daß, wenn ich für Collegien nur 200 Thlr. einnehme, mir für Schriftſtellerei der größte Theil meiner Zeit frei bleibt, und ich bin auf dem Wege, mich in eine ſchriftſtelleriſche Arbeit einzulaſſen, die mir des Jahrs 800 Rth. abwerfen ſoll, wenn ich ſie zur Hauptſache mache. Alſo auf jeden Fall würde ich hier in Jena zum wenigſten auf 1100 Thlr. mich ſtehen, welches mir in Mainz gewiß 1600 werth ſein würde. Um mich alſo in Anſehung des Geldes weſentlich zu verbeſſern, würde ich in Mainz einen fixen Gehalt von 1000 bis 1200 Rth. und noch eine Zugabe an Collegien-Geld zu hoffen haben müſſen, daß, ohne eine ſchriftſtelleriſche Feder anzuſetzen, ich mit dem, was meine Frau hat, 1500 Thlr. einzunehmen hätte. Iſt dieſes nicht, ſo kann von einer Verſetzung nach Mainz nicht mehr die Rede ſein. So wie Du mir die Verhältniſſe beſchreibſt, würde ich mich von Seiten meiner Unabhängigkeit gegen Jena äußerſt verſchlimmern und nur eine ſehr erhebliche Finanzverbeſſerung könnte mich dahin bringen, mich unter

Protektion zu begeben. Was ich in ledigen Jahren wohl über mich gewonnen hätte, verbietet mir die Delikateſſe, die ich meiner Frau ſchuldig bin. Ferner müßte mir für meine Privatthätigkeit mehr Zeit übrig bleiben, als mein Amt erforderte, und ich müßte in der Wahl und Menge meiner Vorleſungen ganz ungebunden ſein, etwa nur eine Stunde des Tages leſen dürfen und Ferien genießen. Mein Hauptzweck bei dieſer ganzen Idee iſt, und kann, wie Du leicht begreifſt, kein anderer ſein, als eine angenehme äußere Lage, bei welcher ich die ganze Freiheit über die Beſchäftigungen meines Geiſtes behalte. Durch meine Entfernung von hier muthe ich meiner Frau eine Trennung von ihrer Familie zu und beſonders würden meine Schwägerin, meine Frau und ich gleichviel bei dieſer Trennung leiden. Ich verliere den Umgang mit dem Coadjutor in Erfurt, der uns wenigſtens einigemal im Jahre von Jena aus gewiß bleibt. Auch muß ich in gewiſſem Sinn mit meinem Herzog brechen, der mich wahrhaft liebt und über meinen Austritt (ſofern die Verbeſſerung nicht augenſcheinlich iſt) mit Recht empfindlich ſein würde.

Ich ſchreibe Dir alles dies, damit Du ſiehſt, wie die Sache liegt. Habe ich in Mainz nebſt Vorleſungen ein Einkommen von 12 bis 1300 Rthlr. zu hoffen und bin ich nicht dabei Sklave meines Amts und zu einem mir unerträglichen Courmachen verbunden, ſo iſt ein Etabliſſement in Mainz eine Verbeſſerung für mich, der ich etwas aufopfern kann . . . Müller würde mir nicht im Wege ſtehen. Ich würde mich an den Kurfürſten ſelbſt und ohne Mittelsperſon wenden, aber einiger Zugänge zu ihm vorher mich verſichern. Forſter würde dann ſein Wort dazu geben. Auch an madame (gemeint iſt Freifrau Sophie von Coudenhoven, geb. Gräfin von Hatzfeldt, Nichte und Favoritin des Kurfürſten) wendete ich mich lieber unmittelbar, wenn ſich eine ungezwungene Gelegenheit dazu bieten ſollte . . . Alles kann und muß ſchriftlich gehen, durch eine Reiſe nach Mainz, die nicht verſchwiegen bleiben könnte, würde ich mir ſchaden, wenn meine Abſicht nicht erreicht würde . . ."

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Aus dieſem Schreiben erhellt u. a., daß der ſonſt ſo ideale Geiſtesfürſt unter Umſtänden gar kein übler Rechenmeiſter war, und doch, wie gering taxierte er ſeine Zeit, in welcher er Unvergängliches ſchuf, im Vergleich zu manchem Geldprotzen, der nicht würdig war, ihm die Schuhriemen zu löſen. Hätte Schiller damals als Einkommen nur die Tantièmen gehabt, die heute alljährlich von den Theaterdirektoren aus ſeinen Dramen erſpart werden, er wäre nicht vorzeitig unter den Mühen ſeines raſtloſen Schaffens dahingeſiecht und ihm, in deſſen weitem Buſen „ein ganzer Weltkreis" Raum hatte, wäre erſpart geblieben, daß er „in Leiden bangte, kümmerlich genas", wie es in Goethes Nachruf von ihm heißt —. Vorher ſchon, am 29. November 1790, hatte Schiller bei Huber in Mainz angefragt: „Wie ſteht es zwiſchen Dir und dem Geſandten? Biſt Du mit Heinſe liirt?, kennſt Du Voigt, den Verfaſſer der europäiſchen Republik? Und kennſt Du vielleicht meinen Herrn Vetter Schiller?" Von den Mainzer Perſönlichkeiten, nach denen ſich der Dichter hier erkundigt, konnte ihm namentlich Heinſe, der Verfaſſer des „Ardinghello" und Vorleſer beim Kurfürſten, nützlich werden, während die Frage nach ſeinem „Herrn Vetter" wohl mehr verwandtſchaftlichem Intereſſe entſprang. Dieſer Vetter — Johann Friedrich Schiller iſt ſein voller Name — war Taufpate des Dichters und in deſſen Familie ſehr geſchätzt. Er galt als Vorbild für ſein Patenkind, aber das Glück war ihm nicht hold, er lebte lange als Ueberſetzer in London, gründete ſchließlich mit Unterſtützung des Kurfürſten im Jahre 1784 zu Mainz eine „engliſche Druckerei" und ſtarb, vollſtändig verarmt und vereinſamt, am 19. Oktober 1814, im Alter von 77 Jahren. Welche Auskunft der Dichter über ſeinen Vetter erhielt, iſt nicht bekannt, vermutlich ſtand Huber in keinen Beziehungen zu ihm, und ſeinen Verwandten blieb der „maître de langue" bis zuletzt entfremdet.

An den Dresdener Freund berichtet noch der Dichter über ſeine Angelegenheit am 19. Dezember 1790: „Huber und Forſter haben mir vor einiger Zeit Luſt

Digitized by Google

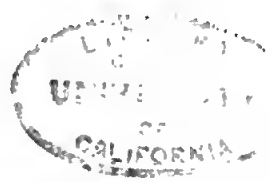
machen wollen, in Mainz ein Etabliſſement zu ſuchen, aber ohne eine ganz beträchtliche Verbeſſerung wäre dieſes dermalen keine Parthie für mich. . . . Für eine jährliche Einnahme von zwölfhundert Thalern in Mainz würde ich übrigens gern mein hieſiges Etabliſſement hingeben. Indeſſen hoffe ich, daß gewiſſe alte Leute nicht ewig leben werden, und dann iſt alles im Trocknen." Aber „gewiſſe alte Leute" — unter dieſer Bezeichnung war der Mainzer Kurfürſt gemeint — taten ihm den Gefallen nicht, und die Profeſſur in Mainz ſcheint allmählich bei Schiller an Reiz verloren zu haben und vor anderen Zukunftsplänen des Dichters zurückgetreten zu ſein; am 12. Jan. 1791 teilt er Körner ſeine Ernennung zum Mitgliede der kurmainziſchen „Akademie nützlicher Wiſſenſchaften" in Erfurt mit, indem er launig hinzufügt: „Nützlicher! Du ſiehſt, daß ich es ſchon weit gebracht habe," und am 6. September 1791, bei einem Beſuche in Erfurt, berichtet er wieder dem Freunde, er habe beim Herzog (von Weimar) um eine Beſoldung nachgeſucht, die hinreichend ſei, ihn im äußerſten Notfall außer Verlegenheit zu ſetzen, „gelingt es nicht," fügt er hinzu, „ſo werde ich in Mainz, Wien, Berlin oder Göttingen mein Glück aufſuchen."

Auf eine Einladung von Huber, nach Mainz zu kommen, hat Schillers Frau unterm 11. Juli 1791 aus Karlsbad erwidert: „Der Plan, den Sie entwarfen, nach Mainz zu reiſen, einige Zeit in den ſchönen Gegenden zu leben, wäre recht ſchön, wenn es Schillers Kräfte erlaubten . . ." Der Dichter ſuchte damals, nach kaum überſtandener heftiger Bruſtkrankheit, Stärkung in dem böhmiſchen Weltbade, und fand unerwartete Hilfe aus — Dänemark. Von dort erhielt er von zwei begeiſterten Verehrern ſeiner Muſe, dem Erbprinzen von Holſtein-Auguſtenburg und dem Grafen v. Schimmelmann, ein Jahrgehalt von 1000 Talern auf drei Jahre bis zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit angeboten, und zwar in edelmütigſter, feinſinnigſter Weiſe. Schiller nahm gerührt das Anerbieten an und bemerkte dazu am 13. Dezember 1793 gegenüber Körner: „Wie mir jetzt

zu Muthe iſt, kannſt Du denken . . . Binnen drei Jahren kann ich dann entweder in Dänemark eine Verſorgung finden, oder es fällt mit Mainz etwas vor und dann bin ich zeitlebens gedeckt . . .“

Durch die kriegeriſchen Ereigniſſe, welche infolge der franzöſiſchen Revolution von nun ab das Kurfürſtentum erſchütterten und zur Beſetzung von Mainz durch die Franzoſen führten, wurden Schillers Ausſichten, in Mainz unterzukommen, immer geringer; er ſchreibt darüber am 26. November 1792 nach Dresden: „Miller iſt auf einer Reiſe nach Wien . . . Dieſer ſagte von Mainz nicht viel Tröſtliches . . . Die mainziſchen Aſpekten werden ſehr zweifelhaft für mich, aber in Gottes Namen. Wenn die Franzoſen mich um meine Hoffnungen bringen, ſo kann es mir einfallen, mir bei den Franzoſen ſelbſt beſſere zu ſchaffen . . . .“ Mit letzterer Bemerkung war es Schiller wohl Ernſt, denn drei Monate vorher, am 26. Auguſt 1792, war ihm mit anderen berühmten Ausländern von der Nationalverſammlung in Paris das franzöſiſche Bürgerrecht erteilt worden. Außerdem mißfiel dem Dichter jetzt auch das Auftreten der Mainzer Klubiſten unter Forſters Führung. „Für die Mainzer,“ ſchreibt er unterm 21. Dezember 1792 an Körner, „kann ich mich gar nicht intereſſieren, denn alle ihre Schritte zeugen mehr von einer lächerlichen Sucht, ſich zu ſignaliſieren, als von geſunden Grundſätzen, mit denen ſich ihr Betragen gegen die Andersdenkenden gar nicht reimt,“ und zwei Monate ſpäter am 28. Febr. 1793: „Mit Mainz ſieht es noch immer ſehr trüb aus. Der Kurfürſt iſt gegenwärtig in Erfurt, wo auch der Coadjutor wieder angekommen iſt.“ Zum letztenmal berührt Schiller die Mainzer Angelegenheit, indem er am 15. Nov. 1802 aus Weimar an Körner ſchreibt: „Der Kurfürſt von Aſchaffenburg hat ſein altes Engagement gegen mich erneuert und ich werde gewiß etwas erhalten, ſowie er nur erſt ſelbſt etwas hat . . .“ Mainz befand ſich damals zum zweitenmal unter franzöſiſcher Herrſchaft, ſein letztregierender Kurfürſt lebte im Exil, der Dichter aber ſtand im Zenite ſeines Ruhms.

Aus allen dieſen Aeußerungen Schillers geht hervor, wie ſehr und wie lange er einſt mit ſeinen Zukunftswünſchen ſich zu Mainz hingezogen fühlte, eine Tatſache, die 60 Jahre ſpäter noch von ſeiner eigenen Tochter beſtätigt wurde. Emilie v. Gleichen-Rußwurm ſchrieb nämlich in einem Briefe vom 9. Oktober 1862 aus Greifenſtein ob Bonnland an die „Hochgeehrten Herren des Schiller-Komitees zu Mainz", nachdem ſie ihr Fernbleiben bei der Enthüllung des Denkmals für ihren Vater entſchuldigt hatte: „Gerade Mainz ſtrahlt in Schillers Leben, in dem glücklichſten Moment ſeines Lebens, ſo ſchön herein. Auf die zu hoffende Exiſtenz in Mainz wurden die ſchönſten Pläne des glücklichen Brautpaares Schiller und Lotte entworfen, dort ſollte ihm eine glückliche, ſorgenfreie Zukunft erblühen."



137711

Digitized by Google